DER RUF

EIN FLUGBLATT

HEFT V HEFT

HERAUSGEGEBEN VOM AKADEMISCHEN VERBAND F. LITERATUR U. MUSIK IN WIEN
KOMMISSIONS-VERLAG: MORITZ PERLES
K. U. K. HOFBUCHHANDLUNG WIEN, I. SEILERG. 4

Inhalt

Schriftleiter: ROBERT MÜLLER

DER RUF erscheint in 10 Heften jährlich. Das Heft kostet 60 h (50 Pfg.) im Buchhandel. Abonnement auf 5 Hefte 2 K 50 h. Mitglieder des Verbandes zahlen für ein Semestralabonnement (5 Hefte) 2 K.

INHALT DES 4. HEFTES: (90 h.) PARIS V. GÜTERSLOH / Bewertung der Nacht; E. A. RHEINHARDT / Porträt des Dichters Paris von Gütersloh; Frauenklinik; GEORG TRAKL / Im Dorf; ROBERT MÜLLER / Vernunft oder Instinkt?; LUDWIG ULLMANN / Wunderliche Nacht; THEODOR DÄUBLER / Die Tanne; ERHARD BUSCHBECK / Widerspiel; HEINRICH NOWAK / Groteske; PAUL STEFAN / Wie es früher bei Schönberg-Abenden zuging; Zeichnung von OSKAR KOKOSCHKA; Stück für Streichquartett von ANTON V. WEBERN.

In Vorbereitung die Hefte: „Kino" und „Ungarn"

DER RUF

HERAUSGEGEBEN VOM AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

FÜNFTES HEFT
OKTOBER 1913

SCHRIFTLEITUNG: WIEN, I. REICHSRATSTRASSE NR. 7

Der Nationalitätenstaat

von ROBERT MÜLLER

Die geschichtliche Formel des XIX. Jahrhunderts zur Chiffre des „Nationalen Prinzips“ vereinfacht zu haben, ist eines der geschichtsfeuilletonistischen Verdienste des dritten Napoleons. Diese Auffassung ist handlich und vulgär, also jedenfalls ein geeigneter Kursbegriff für die politische Oberflächlichkeit einer bis in die Seele hinein parlamentaristischen Zeit. Sie hat nicht gegeizt, ihren Schatz unter die Tatsachen zu bringen und im Getriebe der Entwicklung zirkulieren zu lassen. Aber seit die volksimperatorische Prägung abgegriffen erscheint, zeigt auch das Metall der Frase sich als eine billige Erkenntnis und theoretische Bezahlung der zum Kauf ausliegenden Erscheinungen. Die letzten Kriege am Balkan sind um dies Geld noch für die Zeit und ihre Zeitung erworben worden. Gebilde aber und Ereignisse schatten auf, deren Unverkäuflichkeit für den liberaljournalistischen Zwischenhändler Napoleons Wort als schlechten Nickel wird einmünzen lassen müssen.
Das nationale Prinzip ist für die Balkanfrage so unstichhältig, wie es sich von unserm Zeitpunkte aus für die Zukunft, aber auch bereits für die Vergangenheit erweist. Es war für eine Spanne Zeit die Theorie, die manches der eigentümlichen Kräfte Europas verständlich machte und praktisch eine Arbeit tat, der alle Ehrfurcht kommender Geschlechter gehören dürfte. Die Früchte solcher Arbeit waren zugrößt Deutschland und Italien. Hier wurden zwei Gebilde geschaffen, die fest in ihrem Boden wurzeln, in Not, Möglichkeit und zureichender Kraft organisch strebend; und die nicht nur dem politischen, auch dem menschlichen Begehren genug tun, daß ein

Staat der Körper eines kulturellen Fluidums sei. Der Hebel, der diese Körper an ihren Platz setzte, war jene Theorie. Und dennoch könnte diese Theorie, an ihren Meisterleistungen zuerst, Verdacht an eigener Zuverlässigkeit erwecken.
Denn weder Deutschland noch Italien haben als gestaltendes Mittel das nationale Prinzip erschöpft. Beides sind Staaten, die das ihm zugrunde gelegte Volk nicht decken; sie sind darin nicht weniger lebensfähig als andere Staaten, die nur eine Anzahl von Segmenten verschiedener Völker in sich schließen. Hätte die nationale Idee Anrecht auf ihre Gültigkeit als staatliches Produktiv, wie ihre Politiker sie vortragen, so wäre vollständige Ausnützung der Materie, auf die sie anwendbar erscheint, die uneinschränkbarste Bedingung. Wenn es richtig wäre, daß in einem völkischen Dasein ein geschichtliches Schicksal enthalten ist, das zur Staatenbildung mit der Notwendigkeit eines biologischen Prozesses drängt, dann müßte die nationale Grenzeinschränkung sich als Vitalitätshemmung im Staatlichen bemerkbar machen. Der Nationalstaat wäre als Motiv der völkischen Erlösung beeinträchtigt und müßte diesen Defekt irgendwie praktisch äußern. Die Geschichte nun bietet Staaten, deren Mangel einer staatlichen Abrundung im Bedürfnis einer solchen nationalen zum Ausdruck kommt; dies hat dazu geführt, den staatlichen Expansionstrieb mit dem immanent geäußerten nationalen Kontrektationstrieb zu verwechseln. Denn die Tatsache, daß die Geschichte gebietsmäßig saturierte, national unbefriedigte Staatswesen, wie Deutschland, als lebensfähig erwies, entkleidet den Nationalismus, soweit er über sein soziales und humanitäres Wesen hinausgehend sich als allein seligmachender staatsbildender Faktor aufspielt, der politischen Autorität.
Zur Hygiene des einen Staates mag der Pannationalismus als konstitutive Kraft gehören; die Hygiene eines andern Staates aber mag auf ein tiefer liegendes Element, dessen Äußerung dann der Nationalismus allein in deutlicher Form übernommen hat, angewiesen sein. Dieses Element, das den Nationalismus verlockend staatspolitisch färbt, ist die Homogeneität der Bürger eines in Betracht kommenden Staates. Kein Staat entsteht aus Zufällen, sondern als eine Krystallisation aus der Gemeinsamkeit von Bedingungen. Diese Homogeneität wird durch nichts anschaulicher verbürgt als durch die Materie des nationalen Gedankens. In einem ebenso natürlichen, obwohl weniger dem Gefühl als vorerst einmal der Reflexion zugänglichen Ausmaße aber können sie auch die wirtschaftlichen, geographischen, und in einem späteren, bereits fortgeschrittenen Stadium auch die kulturellen Beziehungen involvieren. In der Fähigkeit vom ersten Gefühlsimpulse zu abstrahieren und

die eines neuen Gemeinsamkeitsgefühles trächtige Reflexion zu Worte kommen zu lassen, wird die staatsmännische Anlage zu suchen sein. Das unmittelbar inmitten des Durchschnittshorizontes Gegebene ist der Nationalismus; der Horizont des Staatsmannes sieht die Grenzen des Gemeinwesens nach den Gesichtspunkten einer national wünschenswerten, aber durchaus selbstwilligen Homogeneität verlaufen.

Das nationale Prinzip ist in der Tat niemals als allgemein gültiges Metrum der großen Weltepopöe nachgewiesen worden; gültig ist es eben für die Staaten, für die es sich sinnvoll erwiesen hat. Aber auch hier ist es, wie vor allem bei Deutschland, daß Teile seiner Nation in Österreich und der Schweiz belassen und dafür die fremde Nation der Polen sich einverleibt hat, nie in seinem radikalen Ausmaße in Aktion getreten und hat, dank der Klugheit der Staatslenker, fremde Staatsgedanken verschont. In der Kraft und Vernunft seiner territorialen Geschlossenheit hat auch Italien gegenüber der Zerflossenheit seines ausfransenden Nationalgedankens den geschichtlichen und normalen Halt für kommende Arbeit gefunden. Sein nordafrikanisches Kolonialprinzip ist weitaus gesünder als seine Irredenta. Auch künftige Kriege würden weniger die Entscheidung über Savoyen und Südtirol, als über die nordafrikanische Küste der Franzosen bringen; denn in diesen Gebieten hat die überwiegende Mehrheit italienischer Kolonien europäische Wirtschaft eingepflanzt und den Grund zu baldiger Blüte gelegt. Südtirol ist wirtschaftlich einem fremden Staatsgedanken charakteristisch eingeeignet und wird vor allem strategisch einer fremden militärischen Tüchtigkeit in die Hände gespielt, die theoretische Abhandlungen über dies Thema wohl kaum jemals gestatten wird. Savoyen, wenn schon militärisch diskutabler, ist arm; Algerien aber ist reich und voller Zukunft. Und das koloniale Prinzip fesselt die Staaten seit je mächtiger denn das nationale.

Denn die Bedingungen zur Staatenbildung waren seit je die gleichen, und nur verschobene Machtverhältnisse vermochten die natürlichen Bedingungen nach neuen Gesichtspunkten zu gruppieren und damit den Verlauf der Staatenbildungen zu beeinflussen. Umso überraschender erscheint die Entdeckung des Nationalen Prinzipes für das XIX. Jahrhundert, das damit zu einer funkelnagelneuen Grundlage seiner Staatenproduktivität gekommen sein soll. Die notwendige Homogeneität des Menschenmaterials der alten Staaten wurde durch kulturelle, religiöse, wirtschaftliche, territoriale Bindungen, vor allem aber solche grundlegende der Kommunikation erzielt. Die sprachliche, das heißt nationale Bindung kam originär, niemals aber auffassungsgemäß in Betracht. Diese nationale Homogeneität formal hevorzuheben, blieb ein Vorbehalt des

sozialistischen XIX. Jahrhunderts und war als solcher ein sozialistisches, also inneres Motiv. Erst ein Volk, das innerhalb eines Staatsgedankens zu einem Durchschnittsstatus von Erziehung, Selbstbeobachtung und Kritik gelangt war, erkannte die äußere Freiheit und innerlich gebundene Rassigkeit der Güter, die es zu einer Einheit verdichteten. Die Gemeinsamkeit der angenehmen Last beließ den sympathischen Druck als Gefühl. Das sozialistische Motiv kann also in einem schon vorhandenen realisierten Staatsgedanken die nationale Erweckung eines Volkes betreiben, wie es die Gegenwart an der ruthenischen, die nahe Zukunft an der slowakischen Nation beweisen wird; das Schicksal eines Staates aber kann es nicht entfesseln. Die nationale Erhebung der Balkanvölker ist nicht ein Beweis für deren staatenbildenden Rückschlag gegen ein innerlich fremdes Los; sondern ein Beweis der sozialistischen Reife einer begabten Unterschicht und der Brüchigkeit eines Staatsgedankens, den schon Moltke in die gesunde Magerkeit von Kleinasien, Syrien und Mesopotamien zurückgewiesen hatte. Die Zukunft wird zeigen, daß der serbische Nationalgedanke sich nicht auch mit einem Staatsgedanken deckt; daß vielmehr der Staatsgedanke, dem er durch Natur und Geschichte zugewiesen ist, jene Ländergesamtheit umfaßt, die sich um die zwei Punkte des Donau-Adriasystems krystillasiert hat. Schlechte Politik und eine weitaus weniger zu befürchtende militärische Untüchtigkeit der entwicklungsgeschichtlich fixierten Macht können die Etablierung dieses Zustandes verzögern; aber nicht einmal die Möglichkeit, daß ein zweites Gehirn dieser Macht in der Nähe seines Aktionszentrums an der Adria sich heranbildet, könnte diese staatliche Zukunft willkürlich verschleudern.

Als sozialistisches Moment ist das Nationale Prinzip erfreulich und berechtigt; wo es auftritt, quittiert es den Staatsgedanken, dessen innere Festigkeit und Arbeitskraft, ja dessen kulturelle Gestaltungsfähigkeit es bestätigt. Auch das deutsche Reich, das als Paradigma des staatsbildenden Nationalismus abgewandelt wird, verdankt weit weniger diesem als seinem uralten kräftigen Staatsgedanken sein Schicksal. Dieser Staatsgedanke hatte sich im Verlaufe von Machtverschiebungen, technischer Entwicklung und damit zusammenhängender Umgestaltung der Kommunikation verändert, verringert, verstärkt, ausgebreitet, verkleinert und zeitweise, im dreißigjährigen Krieg, sogar die Form einer über ihm stehenden Organisation, des nordischen Bundes angenommen. Aber er hatte lange bestanden und seine feste Form geschichtlich bloß schroffer manifestiert, als die in seinem Kulturkessel aufdampfende soziale Expansionskraft ihn selbst vom Gefühl in die Reflexion rückte. Man kann sagen, Deutschland, wie es leibt und lebt,

verdankt seine so diätetisch und heilsam geschaffene Gliederung der Dampfmaschine und dem intellektuellen Sozialismus. Für das Postkutschenzeitalter besaß es vorerst einmal staatsgedanklich keinen Reifen; mit dem Nationalgefühl allein wäre es, nachdem die großen wirtschaftlichen Verbände und Kommunikationen des Mittelalters ohnmächtig oder flau geworden waren, ein taubes Faß geblieben. Erst die durch die Maschine hergestellte räumliche Verdichtung und der beschleunigte Austausch des geistigen Verkehrs schufen die notwendige tatsächliche Homogeneität und zeigten jene immerhin substantielle Wissensstimmung, die man den intellektuellen Sozialismus nennen wird. Alle großen Menschen der letzten 100 Jahre waren von seinem Geiste bewegt und selbst der herannahende durchaus gesunde Konservativismus und Reaktionarismus stellt nur seine konzentriertere Art dar. Der intellektuelle Sozialist, den die Geschichte als sinnfälligen Urheber Deutschlands nennt, war, damals noch einsam, heute schon begriffen, Bismarck. Niemals war gerade Bismarck im alldeutschen Sinne national; jedenfalls aber als Nationalist der größte Diätetiker und schon darum mehr vom Staatsgedanken denn vom nationalen Gedanken fasziniert. Er liebte sein Volk, heißt, er liebte dessen voraussichtliche Kulturbegabung und ihre Erfolge, in Szene zu setzen durch eine bestimmte territoriale Möglichkeit. Es bedeutet aber niemals, daß er sein Volk, pflichteifrigst dessen Zahl erledigend, je blindäugig an sein Herze drückte. Er weinte um keinen Deutschen, den die Grenze streng vom Himmelreiche deutschländischer Kulturstatt, im Staatsgebäude klug umzimmert, ausschloß. Es gibt Stimmen, die ihn darum einen Pfuscher heißen, und sein Werk als nur halb getan betrachten. Was sie wünschen, ist die gemütliche Vereinigung beim vollen Tische und die Ablehnung einer eigenen staatlichen Aufgabe und zivilisatorischen Existenzberechtigung. Was Bismarck haben wollte, war die visionäre Entfaltung studierter oder intuitiv gesichteter Kräfte, die den Ungeeigneten ausschloß und an andere mit gleichem Scharfsinn ihm kongenial erfaßte Entfaltungen wies, dem Staatsgedanken aber den auf bestimmten Geschmack hin gesonderten Sukkurs der Nation zuführte. Bismarck verbrauchte genau soviel an Nationalismus, als davon auf die Homogeneitätsforderung gegenüber dem Menschenmaterial des zur Bildung vorgesehenen Staatswesens kam. Der nationale Gedanke hat den Reichsgedanken nicht begründet; dieser bestand seit Karl dem Großen und war durch innere und äußere Politik modifiziert worden; der neue deutsche Reichsgedanke Bismarcks war eine sozialistische Neuorientierung seiner alten Fassung; der intellektuelle Sozialismus selbst wieder ein Produkt des alten Staatsgedankens.

Das Wesen des „Nationalen Prinzipes“ radikaler Observanz ist, daß es das staatliche Gesundheitsideal in seiner vollständigen Anwendung erblickt. Es wirkt verbrecherisch, hochverräterisch, wo es den „Staatsgedanken“ stört. Jeder Staat hat seine Homogeneitätsprinzipe; eines davon kann der Pannationalismus sein, muß es aber nicht sein. Gedeihlich, schön und formelkräftig wirkt der Nationalismus, wo er das Produkt von Kultur und ihres grundlegenden staatlichen Körpers ist, seines Homogeneitätsgehaltes entkleidet, aber wirkt er an sich nicht staatenbildend.

Die Erotik Michelangelos

von EMIL LUCKA

Je tiefer man sich in die Seele Michelangelos versenkt, desto deutlicher werden die Grundelemente erkennbar, die auch sein Liebesempfinden bestimmen: Einmal der Geist des reifsten Griechentums, der sich in Plato offenbart hat und der hier in eine höhere Sphäre gehoben ist. Ficinio hatte am Mediceerhofe eine Platonische Akademie gegründet, die zuerst nach zweitausend Jahren das Werk des Meisters und seines größten Schülers Plotin übersetzte und verstehen lehrte. Viele lasen und lernten, aber in Michelangelo allein ist der Geist des platonischen Griechentums wahrhaft neu geboren und produktiv geworden; das platonische Ideal einer rein männlichen, ästhetisch und seelisch vollendeten Kultur hat sich in ihm wieder belebt, der unbedingte Schönheitskult und die Liebe zum blühenden männlichen Körper, die aus den Dialogen spricht, ist wieder da, sie bildet Knaben und Jünglinge, deren gleichen nie mehr geschaffen wurde.
Fast alle jugendlichen Männergestalten Michelangelos — vielleicht mit Ausnahme des riesigen David — nähern sich vom entschieden Männlichen dem Mittleren, Allgemein-Menschlichen und erhalten so für unser Empfinden weiblichen Charakter, ja weisen einzelne bestimmte weibliche Merkmale auf. Ich erinnere vor allem an die Jünglinge der Sixtina-Decke (die seelenerfülltesten Jünglingsgestalten, die es gibt), dann an Bacchus, Johannes, Adonis und die Figuren im Hintergrund der heiligen Familie zu Florenz. Cupido und David-Apollo (in Bargello) sind nahezu hermaphroditisch gebildet und sogar Adam und die bärtigen nicht vollendeten Sklaven der Boboli-Gärten zeigen weibliche Einzelheiten. Ohne ins Spezielle einzugehen, mache ich besonders auf die Brüste und auf die Schenkelpartien aufmerksam und auf anderes, das geradezu den primären Geschlechts-Charakter in Frage stellt (man betrachte

daraufhin das Jünglingspaar oberhalb der erythräischen Sibylle). Dagegen finden wir unter allen seinen Gestalten — von zwei frühen, wenig selbständigen Madonnen abgesehen, — kaum eine einzige verklärte Frau; sie haben alle etwas Leidend-Bedrücktes, Unliebliches oder ins Unendliche hinaus Gerichtetes; einige alte Frauen — am auffallendsten die cumäische Sibylle — zeigen völlig männliche Züge, männlichen Körperbau und riesenhafte Muskulatur. All dies stimmt mit dem hermaphroditischen Ideal der Antike überein. Ihre Jünglingsgestalten sind weich, frauenhaft, sowohl Dionysos als auch Apollon erscheinen wie geschlechtslose, oder besser wie zweigeschlechtige Wesen, die Frauen dagegen sind hart, männlich, in den Proportionen des Körpers sowohl wie auch im Schnitte des Gesichts dem Männlichen angenähert. Und so hatten die Griechen auch das Mannweib Hermaphroditus gebildet, ein Wesen, das ihrem Ideal des mittleren Menschen am nächsten kommt. Alles Extreme, auch alles Besondere und Persönliche, das Allgemein-Menschliche im letzten Sinn Störende soll, wenn nicht aufgehoben, so doch zurückgedrängt werden. Nur „Mesotes", das edle Gleichmaß, wurde auf allen Gebieten gewertet, das ins Übermaß Schreitende — und dieses Übermaß ist ihnen schnell erreicht — empfanden die Griechen als barbarisch. Ihr Ideal und das Ideal Michelangelos ist e i n Mensch, weder Mann noch Weib; dieses Ideal ist uns fremd und sogar ein wenig verächtlich, denn das moderne Ideal sind z w e i Menschen; aber es hatte gerade in der Verwischung des Geschlechtes und in der Betonung des Rein-Menschlichen einen hohen kulturellen Wert: die Jünglingsliebe des platonischen Kreises und Michelangelos ist eigentlich reine Menschenliebe, Liebe zum vollkommenen menschlichen Körper und zur vollkommenen Seele, deren reinste Harmonie man im heranwachsenden Jüngling fand. Ist es doch auch für uns außer Zweifel, daß nur in ihm männliche und weibliche Linien zugleich gegeben sind. Und hierzu kommt die reichere geistige Veranlagung der Knaben, die ein vernünftiges Gespräch, das von alten und neuen Platonikern so hoch geschätzt wird, möglich macht, wo man mit Mädchen nur scherzen könnte.
Aus den G e d i c h t e n, die Michelangelo an T o m m a s o d e i C a v a l i e r i gerichtet hat, schlägt einem die tiefe Sehnsucht nach Freundschaft und vollkommener Hingabe, vor allem aber nach Erwiderung der Zuneigung entgegen. Keine Schranke soll zwischen den Freunden stehen dürfen — „denn eine Seele lebt in zwei Gestalten" Diese Gedichte sind ruhig und ausgeglichen, ganz anders als seine übrigen.

> „Wenn beide für einander liebend brennen,
> Doch keiner selbst sich liebt, wenn jeder täglich
> Zum höchsten Ziel den andern will begeistern —"
>
> (Deutsch von Sophie Hasenclever.)

Für Tommaso hat Michelangelo den Raub des Ganymed gemalt und noch im späten Alter verfaßte er Gedichte auf Cechino Bracci, der 17 Jahre alt gestorben war.
Daneben steht bei Michelangelo die Geringschätzung der Frauen, ohne die ja auch der klassische Griechengeist nicht zu denken ist.

„So süß wie Mus ist dein Gesicht, o Schöne,
So glatt, als wäre ein Schnecklein drauf spaziert,
Wie Rüben zart, es gleichen deine Zähne
Den Pastinaken und dein Auge stiert
So wie die Theriakpflanze grün; ich wähne,
Durch solchen Glanz wird selbst ein Papst verführt.
Wie Zwiebeln weiß und blond sind deine Haare!
Erbarm dich schnell, sonst lieg ich auf der Bahre!"

(Hasenclever.)

Das platonische Element ist im reifen Mannesalter vor dem anderen Großen in seiner Seele zurückgetreten: vor der ungeheuren Jenseits-Sehnsucht und der Überzeugung vom absoluten Werte der menschlichen Persönlichkeit, dem Schatze des Christentums. Die brennende Liebe zu einer ewigen und unvergänglichen Schönheit, die auf Erden nicht erscheinen kann, das tiefe Erlöungs-Bedürfnis offenbart die noch niemals in der Welt gewesenes Kraft, alles Fleisch von der Seele getragen zu schauen. Über die formale Körperschönheit der antiken Statuen hinaus sind seine reiferen Werke mit einem ganz besonderen, nur ihm angehörigen seelisch-leidenschaftlichen Momente geladen, wir empfinden seine Gestalten unmittelbar und im höchsten Grade von innen heraus stammend und erregt. Diese Gebilde sind eigentlich nicht mehr Menschen der Erde, ein Hauch von etwas Höherem, Ewigem umweht sie, das platonische Erbe, das von der Trauer um alles Menschenlos und der Glut der Erlösungs-Sehnsucht befruchtet und verklärt wird Und ihm erschien als altem Manne Vittoria Colonna, ein Bild und Symbol aller göttlichen Vollkommenheit. Die Liebe, die ihn ergriff, hat sein ganzes Wesen umgewandelt, von der Erde abgekehrt und ins Religiöse gehoben. Seinem maßlosen Charakter entsprechend war diese erste und und späte Frauenliebe Anbetung und religiöser Schauder, eine Ekstase, die alles Irdische überflog. Dieses Gefühl war von den Troubadours der Provence zum erstenmal erlebt worden und hat in Dante seine Vorstellung erreicht. War für Michelangelo kein anderes Verhältnis mit dem geliebten Freunde als die völlige Hingabe und Gleichheit erträglich gewesen, so warf er sich vor der Herrin in den Staub und erniedrigte sich bis zur Selbstzerstörung. Dieses Gefühl der Anbetung, das Platonische Ideenliebe und Dantische Frauenliebe einschließt, hat seine große Spur in den Gedichten hinterlassen.

Das **Buch der Gedichte** ist von der unvergleichlichen Sehnsucht nach der Vollendung der irdischen Schönheit und nach der Ewigkeit erfüllt, deren einziges Symbol die ins Übermenschliche erhöhte Herrin ist. Alle Erdenschönheit ist nur ein unzugängliches Abbild der geahnten göttlichen, die in der Geliebten sichtbar wird. Durch ihre Schöpfung muß die Natur alle Kraft eingebüßt haben, sie ist dem Tode nah. Er selbst aber ist nichts vor ihr, unwürdig des Daseins, gleich dem Monde, der von der höchsten Sonne sein Licht empfängt. Ihre Liebe erst macht ihn zu etwas Besserem und lehrt ihn zugleich die Nichtigkeit alles dessen, was er bisher wert gehalten hat.

> „In Eurem Herzen wird, was ich ersinne!"

und:

> „Ach wie irrt jeder, der da glauben wollte,
> Mein Werk, gering und so vergänglich, könnte
> Je Eure Huld und Göttlichkeit erreichen."

Und so empfindet er ihre Liebe;

> „Denn von den höchsten Sternen quillt
> Ein Leuchten nieder und erfüllt
> Das Herz und facht ein Sehnen —
> Liebe ist's!"

In diesen Gedichten — die ihn zum großen Dichter machen müßten, wäre er nicht ein noch größerer Bildner — lebt eine Intensität des Gefühls, die nicht ihresgleichen hat. Wenn wir nicht wüßten, daß Vittoria Colonna eine historische Frau gewesen ist, nicht viel jünger als Michelangelo und nach dem erhaltenen Porträt häßlich, mit einer großen, männlichen Nase, so könnten wir versucht sein, zu glauben, eine legendäre Erscheinung in ihr zu sehen wie in Beatrice Portinari. Und die Überzeugung, daß nur in ihr die wahre Vollkommenheit zu finden sei, tritt nun seiner Kunst gegenüber und wirft ihren entsetzlichen Schatten über sie.
„Michelangelo hat nicht anders über die Liebe gedacht, als wie schon bei Plato geschrieben steht," sagt sein Freund und Biograph Condivi; aber noch mehr ist wahr: In der Brust Michelangelos hat die ungeheuere Auseinandersetzung zwischen griechischem Schönheitskult und der Religion des Jenseits stattgefunden, er hat die reinste Blüte der Antike mit dem tiefsten Geist des Christentums in eins gebildet. Plato und Dante sind zu einem neuen Höheren geworden, der Eroico furore seines Zeitgenossen Giordano hat eine Verkörperung gefunden. In der vergöttlichten Frau treffen die beiden großen Linien seines Lebens zusammen, die vollendete irdische Schönheit, zu der ihn das Geschick berufen hatte und die alles übersteigende religiöse Sehnsucht, die letzte Grundkraft seiner Seele. Vittoria tritt ihm als Lösung der Welten-Disharmonie entgegen, als eine Lösung, die er nicht erwarten durfte, als ein

Wunder. Sie ist das größte Erlebnis seines großen Daseins, unter dem er fast zusammengebrochen ist. Mehr als einmal macht ihn der Gedanke an Vittoria jäh erstarren. In ihr hatte er Welt und Gott in einem erschaut. Wie mußte dies auf eine düstere Natur wirken die bis ins Alter hinein auf sich selbst geruht hatte und wenig Verständnis bei Gönnern und Freunden hatte finden können, der die Frauen nichts bedeutet haben? Nun war plötzlich ein Mittelpunkt da, nicht nur für sich selber, sondern für alle Zerrissenheiten des Daseins, für den ewigen Zwiespalt der irdischen mit der göttlichen Welt. Das ist nicht eine Jünglingsliebe, die ins Jenseitige hinauswächst, sondern der letzte Glaube eines einsamen Lebens, das nichts gekannt hat als Schönheit und Göttlichkeit. Und mit der Leidenschaft, die wir an ihm kennen, stürzt er sich ganz in dies Neue, macht es zu seinem Schicksal und wirft Kunst und Welt von sich. Vor Vittoria hört er auf, Bildner zu sein und wird Beter.

Wir verstehen den tiefen Unterschied zwischen dieser Anbetung und der eines Dante. Dante ist von seiner Liebe früh zum Dichtertum erweckt worden und hat das Bewußtsein der Ewigkeit gefunden. Er hat nie an der tiefsten Wahrheit, an der metaphysischen Bedeutung seiner Liebe gezweifelt; bei Michelangelo tritt die Altersliebe als letztes Ergebnis in ein Leben, das von Ruhelosigkeit verzehrt worden war Die Anbetung dieses Frauenverächters ist fast eine Tat der Verzweiflung nicht sicheres Ausruhen aus aller Zerrissenheit, Harmonie des Seins, sondern Quell neuer Erschütterungen. Sie stellt das ganze frühere Dasein in Frage und macht das Werk des Lebens nichtig. Denn vor diesem Neuen — der Vollkommenheit, die ihm in irdischer Gestalt entgegentritt — versagt die Kunst Der größte Bildner hat nie einen Versuch gemacht, die Schönheit, die seiner Seele erschienen war, in Marmor oder mit dem Pinsel festzuhalten, denn er ist tief überzeugt, daß sie allem irdischen Mühen unerreichbar bleibt.

Vor Vittoria wird Michelangelo seiner selbst am tiefsten bewußt, in ihr findet seine Sehnsucht Richtung und Symbol; sie ist die Vollendung, um die er immer gerungen hat — und er verzweifelt an seiner Kunst.

„So ist es deiner Schönheit widerfahren:
Als Bild des Heiles, das den Himmel schmückt,
Hat sie der ewige Künstler ausgesendet.
Verringert sie nun gleich sich mit den Jahren,
Sieht meine Sehnsucht sie nur mehr vollendet,
Der Schönheit dankend, die kein Alter knickt.“ (Karl Witte.)

Und die Einsicht, daß nur die ewige Idee der Schönheit wahrhaft gelte, alles Irdische aber vor ihr nichtig sei, wird stärker und quälender. Für viele Beispiele eines:

„Vom Ewigen kann die Schönheit sich nicht lösen,
Wie sich vom Feuer nimmer löst die Hitze."

Ebenso wie die Nichtigkeit aller irdischen Kunst empfindet er die Nichtigkeit aller irdischen Liebe vor der hohen, metaphysischen:

„Zum Himmel zieht es den, zur Erde jenen,
Dem ist die Seele, dem die Sinne Heimat."

Und:

„Mir kann allein die höchste Schönheit taugen!"

Das Wort des Plotin ist in ihm lebendige Wirksamkeit geworden: „Die von dem Irdischen aus zur Erinnerung an das Intelligible gelangen, lieben den irdischen Gegenstand als das Bild des Intelligibeln, denen aber, die aus Unkenntnis dieser Leidenschaft nicht zur Erinnerung gelangen, erscheint das Sinnlich-Schöne als Wahrhaft-Schönes."
Merkwürdigerweise dämmert selbst diesem Ekstatiker einmal die Ahnung, daß er selbst der Schöpfer der in der Herrin erkannten Schönheit sein könnte. In einem Sonett frägt er Amor, ob ihre Schönheit wahrhaft bestehe oder ein Trug seiner eigenen Phantasie sei, und er erhält die Antwort:

„Die Schönheit, die du siehst, entstammt der Erde,
Doch wächst ihr Glanz, steigt sie zu höheren Sphären."
(Hasenclever.)

Es ist nun ein überaus tragischer Prozeß, wie Michelangelo langsam an seiner eigenen Kraft und an der Kunst verzweifelt. Immer herrschender werden die Gedanken von der Vergänglichkeit alles Lebens und aller Erdenschönheit; der religiöse Gedanke der Ewigkeit und der überirdischen Schönheit, la forma universale, bleibt letzte Zuflucht. Als Vittoria gestorben war, sagte Michelangelo zu Condivi: „Ich habe nur den einen Schmerz, daß ich Vittoria nicht auf die Stirn oder auf den Mund geküßt habe, wie ich ihre Hand geküßt habe, als sie im Sterben lag." Immer mehr grübelt er über Sünde und Erlösung, Gottmenschentum und Kreuzigung. Und die geliebte Herrin ist einzige Verkünderin alles Ewigen geworden. Schwermut und Trauer lassen seine Seele nicht mehr frei, das einzig glückselige Los scheint ihm, gleich nach der Geburt zu sterben. Aber der Gedanke an den Tod wird auch wieder von der alten Künstlerleidenschaft ergriffen und im ewigen Flammensymbol erschaut:

„Geklärt im Feuer werd' ich ewig sein!"

„Wie das Feuer zum Himmel aufsteigt, so werde ich gewandelt zum Himmel aufschweben!" *)

---

*) „Das Lebendige will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnt!"

„Glückselig jener Tag! In einem Nu —
Das ist gewiß! — vergehen Zeit und Stunde,
Die Sonne folgt nicht mehr der alten Bahn!“

(Goethe.)

Michelangelo war sich seiner tiefen Verwandtschaft mit Dante bewußt, er hat ein Exemplar der Göttlichen Komödie mit Handzeichnungen geschmückt — es ist verloren gegangen — und hat folgende Worte über Dante gesprochen:

„Wär' ich wie er! Zu seinem Los geboren:
Verbannt, doch voll des Geistes und der Kraft,
Gern hätt' ich jedes Glück der Welt verloren!“

Die Gemälde der sixtinischen Kapelle mit ihren plastisch gestalteten Gedanken von Bestimmung, Vergeltung und Ewigkeit sind einem Gefühl entstammt, ähnlich dem der Göttlichen Komödie, und ebenso wie dort ist hier die Schöpfung himmlischer und höllischer Geister aus der unendlichen Sehnsucht der Bildnerphantasie gequollen. Die menschliche und schöpferische Leidenschaft beider hat nur an dem Allergrößten und Universalsten einen Gegenstand gefunden, um sich zu entäußern, die ewige Bestimmung des Menschen, Schicksal, Schuld und Vergänglichkeit, das Verhältnis der Welt zu Gott, die Liebe, die über alle Grenzen der Menschheit ins Ewige gesteigert ist — all dies ist ihnen gemeinsam. Aber Dante konnte widerspruchslos und im Einklang mit sich selbst das Weltbild schaffen, das ihm als wahrhaftiges Abbild der ewigen Weltordnung galt. Seine Welt ist ein in sich geschlossener Raum, sie hat einen Anfang und ein Ende und sein Lebenswerk bleibt im Einklang mit der eigenen Seele und mit dem Kosmos. In Michelangelo lebt die viel tiefere tragische Zerrissenheit, die in nichts Ruhe finden kann als im Letzten, die das Letzte im Herzen trägt und zu gestalten begehrt — und der endlich auch das nicht Genüge leistet. Georg Simmel hat in einer tiefsinnigen Arbeit erkannt, wie über allen Gestalten Michelangelos die unendliche Schwermut liegt, die nicht zu befriedigen ist, weil die Gebilde seiner Kunst im tiefsten etwas sein wollen, was der Kunst verwehrt ist. Selbst die höchste bildnerische Verkörperung der Leidenschaft und der Sehnsucht zum Überirdischen kann seine Seele nicht stillen.*) Vermochte Dante noch an den absoluten Wert seines Werkes und an die Wahrheit seiner in der Ewigkeit vollendeten Liebe zu glauben — dieser Glaube ist ja die eigentliche Nahrung seines Daseins gewesen —, so verliert Michelangelo endlich den Glauben an sein Werk: Kunst und Liebe sind ihm in ein Jenseits entschwebt, das er ahnen, aber nicht mehr erfassen kann. Sein Glaube ist nicht beseligende Gewißheit, Michelangelo

---

*) „Logos“, Band I, Heft 2.

hat immer nur die trübe Kehrseite erblickt, die Unvollkommenheit alles Irdischen, auch des Höchsten, seiner Kunst und seiner Liebe. Shakespeare hat alles Menschliche zu gestalten vermocht und in diesem Tun volle Befriedigung gefunden. Michelangelos plastischer Schöpferkraft scheint keine Grenze gezogen zu sein, er besitzt alles, was der Künstler überhaupt besitzen kann — und von Jahr zu Jahr fühlt er tiefer, wie unzulänglich dies alles doch ist. Er pocht an das eherne Tor der Menschheit, sein Meisel und sein Hammer zersplittern daran — und er verstummt in Gram. Jeder Genius ist einmal an dieses Tor gekommen und jeder hat sich hier zu legitimieren gehabt, hat hier sein tiefstes Wesen enthüllen müssen. Dante hat das Jenseitige in einer ungeheuren Vision zu umfassen versucht, Goethe ist scheu vor ihm zurückgewichen.
Wenn man die Propheten und Jünglinge der Sixtina betrachtet oder die gefesselten Männer im Louvre, die schier nicht mehr im Dasein verharren können und deshalb „Sklaven" der Erde sind, noch mehr aber die halbfertigen Sklaven der Boboligärten, die in wilder Sehnsucht nach höherer Existenz fast den Stein zerbersten; oder wenn man die letzten Sonette liest: so kann man ahnen, was das tiefste in diesem Mann gewesen ist: die Schwermut nicht mehr eines einzelnen, sondern der ganzen Menschheit. die sich aufs Metaphysische gewiesen sieht und sich endlich nicht mehr selber täuschen will und kann Vielleicht ist es die größte Tragik, daß der Künstler, dessen gleichen wir nicht kennen, auf sein Lebenswerk mit dem Blick der Verzweiflung schaut:

> „Denn Geist und Kunst und Leidenschaft versinken,
> Unzählige Werke, immer neu und groß,
> Sind sterblich Tand nur vor des Himmels Gnade."

Und dem Vasari sendet er ein Sonett, das die Künstlerphantasie anklagt, die sich der Kunst ganz verschrieben hat —

> „Trug ist, was wir hienieden so ersehnen!"

Er nennt den Glauben „die Gnade aller Gnaden" — denn er hat niemals seine tiefste Gewißheit besessen
Die Leidenschaft aber ist nicht geringer geworden; ein Kampf zwischen dem Todesgedanken und der Liebe entbrennt —

> „Flammen der Liebe
> Und Todesfrost, sie ringen um mein Herz."

Michelangelo will auch, von der Liebe los, endlich Ruhe finden und er ruft den Tod herbei, daß er ihn vor ihr rette. Doch vergebens:

> „Von vielen Jahren bin ich schon beschwert
> Und kehr' zur alten Sehnsucht neu zurück,
> Wie zu dem tiefsten Punkt ein Eisenstück,
> Denn keine Ruhe ist mir sonst gewährt."

Dann dankt er wieder der Liebe, daß sie es ist, die das Ende bringt, nicht der Tod.
Den letzten Sonetten hat Michelangelo sein Herz ganz anvertraut. Wir schauen in dies einsame und heroische Alter, das von dem Gedanken an Tod und Vergänglichkeit überschattet ist. Alle Bezirke seiner Seele haben sich umdüstert, die Kunst ist wertlos, die Liebe wird Trauer, der Gedanke der Nichtigkeit rankt sich um das Bild der Herrin wie ein Kranz aus schwarzem Lorbeer. Der Greis denkt an sein Leben zurück und findet:

„Nicht einen Tag, der wirklich mein gewesen!"

Dieser Mensch der höchsten Schöpferkraft wirft sich vor, seine Zeit vergeudet zu haben.
Michelangelo hat niemals genesend einen Dankgesang an die Gottheit richten können, wie Beethoven doch einmal oder zweimal. Er hat niemals eine Stunde wahrhafter innerer Ruhe gekannt. Die Kunst, die Liebe und endlich das ganze Dasein wird in sich selbst als unvollendbar empfunden, alles weist über die Welt hinaus in ein Jenseits. Das Bestehende kann erst jenseits seiner Grenzen, in einer geahnten metaphysischen Existenz höchsten Sinn und letzte Wahrheit erringen. Wie niemals ist das Leben prinzipiell und in seinen tiefsten Äußerungen als tragisch bewußt geworden.

Höllensturz

von THEODOR DÄUBLER

Trovai un tal di voi, che per sua opra
In anima in Cocito già si bagna.
Ed in corpo par vivo ancor di sopra.

Dante, Inf., XXXIII, 155—157.

Begierig umgrinst mich das schreckliche Nichts.
Gebirge des Irrtums zergipfeln in Schmerzen.
Es dringt mir ein giftiger Griffel zum Herzen:
Ich harre gerichtet des Höllengerichts,
Wo Spinnengespenster mit Hilflosen scherzen:
Ich habe ein Recht, doch ein Schlingel verfichts!
Der Hunger, das Einhorn mit schleppenden Zitzen,
Das zehn sägenfletschende Dursthunde schinden,
Beginnt mir, gelbscheckig, den Darm durchzuschlitzen,
Und Ekel verbaucht mich in Schneckengewinden.
Der Irrsinn als Stier macht entsetzliche Sätze,
Er krümmt sich, im Sprung hinter mir zu verschwinden;

Jetzt schwingen mich Hörner auf mehrere Plätze,
Doch zucke ich wieder durch Schmerzen zusammen
Und fasse mich flackernd in flatternden Flammen.
Die qualvolle Angst unterqualmt mich als Quasten;
Die lodernden Goldborten horchen als Ohren
Zu atmenden Ranken, die antastend glasten,
Die anwachsend sagen: „Erwache als Schande!
Du hast die vollkommene Nacktheit verloren,
Du gleißt im zerschlissenen Flammengewande!"
Das Aderngeklammer verlangt es zu jammern,
Das schallt wie aus lauter vergrabenen Kammern:
„Das Sprechen, Versprechen, ein Sterbensverbrechen,
Verkleidet, verkleistert verderbliche Schwächen.
Die kläglichen Reden verkleben, verpechen
Die kräftigen Griffe mit brennenden Bächen."
Ein zirpender Wirbel erkreist mein Gewissen,
Ich werde vom wimmernden Schmerz fortgerissen.
Das flimmert und fiebert. Ein Silberlicht glimmt:
  „Ich war eine Maid, Deinen Sinnen bestimmt.
  Ich weinte zum Manne, mach du mich zum Weibe.
  Ich flehte um Frieden im lodernden Leibe,
  Doch nahmst Du mich nicht und nun schwirr ich als Scheibe."
Die Finsternis splittert ihr innerstes Funkeln:
Auf einmal erweicht mich das eigene Schweigen.
Die wispernden Wische verstummen im Dunkeln,
Nun kann sich die leuchtende Einsicht verzweigen!
Das flimmert im Hirne, entfiebert den Fingern:
  „Es wird jetzt ein Mensch still und glücklich empfangen.
  Es darf ihm kein Wissen sein Wittern verringern,
  Er mag aller Macht kalten Anstand erlangen."
Da lache ich auf: Ein Gesalbter auf Erden!
Ich grüße Dein fürstliches, leuchtendes Werden!
Wie sanft sich ein keimendes Wesen entfaltet.
Die Ruhe verwundert sich. Wolkt sich in Dunkel.
Es gibt einen Frieden! Den Kindlein beschieden?
Des Guten Geburt, Grund und Mund zum Gefunkel,
Wird sacht von der Mutter Bewegtheit gestaltet:
Sie kann es mit goldener Hoffnung umfrieden!
Sie horcht auf ihr Herz, auf sein Hämmern und Pochen.
Schon kommen des Knaben frohgoldene Wochen.
Erfreue die Mutter, bewege dich, Knabe!
Nun muß sie dich lieben, Dein Wachsen verklären.
Empfange vom Weibe den Leib, seine Gabe!
Du sollst die verborgene Sonne gebären!

Du sichtbarer Friede, Du freundlicher Stern,
Umgolde, versorge, verpanzre den Kern;
Erringe das fiebernde Wittern der Welt,
Entflamme die Macht, die den Abhang bewacht,
Um den sich das Kreisen der Preisungen wellt.
Behaupte Dich! Stürze dich ganz in die Nacht.
Sei grausam, durchschaue das Höllengerölle,
Dein Strahl blitzt zum Aufbruch! Hier krümmt sich die Hölle!

Frühes Leid

von ALBERT EHRENSTEIN.

Ich war kein Tierfreund, eher vielleicht ein tyrannischer Beobachter der Tiere. Seit jeher reizte es mich, diesen schwachen Wesen zuzusehen, mitzuspielen, Herrschaft über sie auszuüben, da ich die Menschen nicht knechten konnte. Ich ging ja in die Schule, war Sklave von Rohrstäben, Katalogen, Klassenbüchern und Zensurzetteln. Und daheim saßen grausame Zieheltern, die meine Abneigung gegen das Leben nährten, indem sie mich stets zum Essen zwangen, zur Strafe mit den widerwärtigsten Speisen traktierten, wenn ich den grammatikalischen Kram nicht wissenswert fand. Die Existenz von Schulbüchern war doch eine Gnade meinerseits? Nein! man begnügte sich unbescheidener Weise nicht damit, daß ich das Vorhandensein darartiger Materialien hypothetisch annahm, gelten ließ, ich sollte sie empfangen, die Bücher sollten in mich übergehen und ich Buch werden. Paßte mir diese Besessenheit nicht, reagierte ich auf solche Vernichtung meines Ichs sauer oder, was meistens geschah: ließ ich mich auf derlei Provokationen überhaupt nicht ein, sah man in meinem Vorgehen alles eher denn Selbstbewahrung. Meine früh erwachte Aversion dagegen, Gedichte anderer Schrifsteller auswendig zu lernen, von mathematischen Formeln koitiert zu werden, diese eminent männliche Eigenschaft hieß auf einmal Faulheit und man entleerte über mich ein Füllhorn von Strafen.
Ich besaß eine kleine Kaninchenzucht. Gab ich mich mit Hühnern und Tauben ab, fesselten den Verwachsenen, der für seine Person Raufereien scheute und mied, die schonungslosen Kämpfe zwischen rivalisierenden Hähnen oder Taubern. Blutliebe war es, Freude an diesen ebenso formstrengen als gefühlsheißen Duellen, die erbittert und unerbittlich bis zur Entscheidung ausgetragen wurden. Bei meiner Zucht, bei meinem Kult von übrigens unfreiwilligen Mitgliedern der Friedensgesellschaft, den pazifizistisch angehauchten

Kaninchen gegenüber hatte ich lautere Motive. Ich ergötzte mich an rein vegetativen Prozessen, freute mich, wie die jungen Tierchen schnupperten und dann mit langen Froschsprüngen herbeieilten, um mir die Kohlblätter aus der Hand zu fressen. Aber Kohl — der kostete Geld, ein paar Pfennige täglich, und die Fütterung und die Wartung fraß Zeit, die ich nach Ansicht meiner Pflegeeltern besser an das Studium gewendet hätte. Ihr ewiges: „Hugo, lerne!" scholl an mir vorbei, ich betrachtete die unregelmäßigen Zeitwörter als Verbalinjurien und wußte mir etwas Besseres, als Verben reiten, konjungieren: Kaninchen. Die waren mein Trost, halfen mir mit ihren Farben und Bewegungen über schlechten Ausfall der Schularbeiten und Mittagmahl hinweg. Bekam ich zu Weihnachten eine üble Zensur und wurde demgemäß statt jedes anderen Geschenkes strafweise täglich diejenige Speise aufgeführt, die ich am stärksten haßte: Sauerkraut — und noch dazu in angebranntem Zustande — flüchtete ich nach Tisch zu den Kaninchen. Und siehe da! es gab Wesen, denen die Verabreichung dieses Giftes, die Ausspeisung mit Krautblättern Glücksaugenblicke schuf, Wesen, die mir, dem göttergleichen Spender, durch ihr zufriedengeräuschvolles Mahl zu einigem Selbstgefühle verhalfen und nicht genug daran: sozusagen durch die Vernichtung eines Teiles des Sauerkrautbestandes der Welt mir dankbar einen großen Dienst erwiesen.

Es kam eine Zeit, wo ich mein Reich nicht verteidigen konnte und die Bacillen drangen ein. Mit den Bacillen meine ich nicht etwa die Erreger der Windpocken. Die machten sich nicht so breit, mit denen wurde ich leicht fertig und wenn ich dennoch mich schwach zu fühlen vorgab, nicht aufstehen wollte, so lag das an dem: ich hatte wenig Lust, ins äußere Leben zurückzukehren, in die Schule, diesen Garten voll bitterer Kräuter, die — o bodenlose Verruchtheit — obendrein botanisch-lateinische Namen trugen! Das Kranksein bedeutete für mich sorgsame Pflege, Ruhe und Waffenstillstand und ich kann sagen, ich machte häufig von Halsentzündungen Gebrauch. Wenn das Fieber geschwunden war, sagte man wohl: „Liegend lesen schadet den Augen", aber ich durfte eine Weile Lektüre treiben, was mir sonst — schlechter Zeugnisse halber — verwehrt war. Der Arzt ließ mich gerne liegen, er verordnete sogar zur Behebung der allgemeinen Schwäche kräftigende und wohlschmeckend von mir bejahte Gerichte, vor allem Weißfleisch. Doch für die Wirtschaft, für das Staubabwischen und Aufräumen bedeutete mein Kränkelnwollen, mein Zärtlichkeitsbedürfnis Hemmung und Überarbeit. Weißfleisch? Wozu Hühner kaufen, wenn herrliche Kaninchen im Hause waren, Kaninchen überdies, die, wenn man sie dem eigensinnigen Knaben ins Bett geben mußte,

sich unsauber betrugen. Sonst zwar wurden Kaninchen nicht gegessen, aus Ekel . . . aber ein wehrlos in der Genesung begriffenes Kind aus der Geborgenheit, aus dem sicheren Bett zu scheuchen, dazu war kein Mittel schlecht genug. Thyestes nährte sich vom Fleich der eigenen Kinder. Atreus hat ihn damit brüderlich bewirtet. Das ist noch gar nichts Denn Thyest war ahnungslos. wußte nicht, wovon er zehrte, wußte nicht, was er wieder zu sich nahm. Auch ich mußte die Geschöpfe essen, die mir am liebsten waren. Aber ich fühlte, was ich hinabzuwürgen gezwungen wurde. Ich verschluchzte mein Herz. Anfangs sagte man, auf das Kaninchenfleisch weisend; dies sei Backhuhn. Als sich jedoch mein tiefes Wissen um diese Welt durch das Gerede nicht übertäuben ließ, hieß es, ich solle nicht so kindisch sein. Kindisch? Leichtsinnig hatte ich die Kaninchen preisgegeben, verraten. In der Zeit, wo es mir beliebte, krank zu sein, wurden sie wenig gefüttert, gemordet. Da gab ich die Krankheit hin, stand auf, um die übriggebliebenen Kaninchen vor meinen Zieheltern, vor den Bacillen, vor dem Tode zu schützen So rief mich das Leben. „Hugo, lerne!“

Moskau

von LUDWIG ULLMANN

Balken stürzen und glimmen.
Wiehernde Pferde, Fluchen, Stimmen.
Fensterscheiben springen und krachen.
Durch die Flammen, die giebelhoch klimmen,
Weiberkreischen, Lachen.
Rot der Kreml im Abend.
Über die Stiegen, durch die langen Gänge, die weiten, golddurchstrahlten Zimmer
Flutet der Brände Schimmer.
Offiziere, Ordonnanzen, Garden,
Marschälle, Generäle, Adjutanten im Kreis
Bitten und schreien heiser,
Indeß die Feuer rasend und heiß
Durch die krummen, schmutzigen Straßen jagen.
Eisern der Kaiser.
Das Fernglas am Auge, die Faust verkrallt.
Winde, die leuchtende Kronen tragen,
Heulen Gewalt
Da kniet ein Alter, im egyptischen Sand
Und in den welschen Schlachten erprobt,

Und faßt des Kaisers erkaltete Hand
Und seine zerharschte Stimme tobt.
Da geht
Der Kaiser die langen Treppen hinab.
Geht und geht
Durch die brennenden Straßen,
Und der Alte hängt ihm am Arm.
Nachdrängt der Schwarm,
Zimmerentlang, treppab.
Auf dem glühenden Pflaster die Schritte schallen,
Durch der verkohlten Ziegel Niederfallen,
Leichen als Wegweiser,
Schreitet der Kaiser. —
Horch! Da zerschmettern Äxte die Brände,
Hände strecken sich, helfende Hände.
Jauchzen, Adler und Fahnen.
Garden von Austerlitz, die die Gasse bahnen
Für den Kaiser, für die Marschälle,
Durch die stürzenden Häuser, über die lodernden Wälle,
Bis zu Peterhofs grünen Wäldern.
Mit kaltem Dank reitet der Kaiser. —
Auf winddurchzitterten Feldern
Sinkt nun das Prasseln leiser und leiser
In die Nacht.
Aber da kracht
Schuß um Schuß um die Reitenden her.
Schwer
Fällt ein Offizier kopfüber zur Erde.
Finster der Kaiser weiter.
In die Dämmerung trappeln Kosakenpferde,
Dicht an Mürats Reiter.
— — — — — — — — — — — — — — —
Nun in Peterhofs großem Saal
Stumm und steinern beim Mahl.
Kuriere durch die offene Türe.
Der Kaiser unterschreibt, siegelt Papiere.
Und hebt sich, an der Lippe des Bechers Rand,
Gibt er die Parole „Austerlitz".
Laut von den Wänden der Widerhall!
Da — wie ein Blitz
Zuckend der ferne Schein
Des verbrennenden Moskau durch die Fenster herein.
Flintenknall.
Und ganz nah der Kosaken Lachen und Schrein.
— — — — — — — — — — — — — — —

Aber die greisen Bauern der fernen Steppen,
Da sie die schweren Wagen zu den Soldaten des Zaren schleppen,
Werden von glimmendem Aschenregen
Überweht.
Und sie legen
Die Hände über die Augen, dann steht
Einer, der älteste unter den Alten,
Spricht:
„Gott verläßt uns nicht.
Kniet und laßt uns die Hände falten.
Seht, er läßt Feuer vom Himmel regnen,
Mütterchen Rußlands Waffen zu segnen.
Die aus Fernen wie Räuber gekommen,
Daß sie gleich Wölfen im Winter verkommen,
Gott und der Zar mögen es walten!"
„Amen" murmeln die Alten.

Aus „BHD, ein Buch der Freude"

von ALEXANDER STERN

BHD An einem klarblauen Morgen hörte ich diesen Dreiklang zum erstenmal, am Orjenhang, im frühen Tageslicht. Hinter uns krabbelten die Bataillone in ihre Formierungen, Tragesel brüllten, Lärm und Hufestampfen — — — wir standen stumm: wir sahen die Sonne aufgehen . . . Und unser Schauen war Gebet . . . . .

Da wuchsen die grauen, wundervollen Felskämme aus der Nacht, rot überglüht und violett verbrämt. Graue Uniformen vor grauen Steinen, Licht als Farbenspender, Licht, Licht — ein ungeheurer Rythmus war im Wiedererwachen. Wie aufatmend lagen die Länder da, steingefrorene Gegensätze, Tummelplätze extremster Möglichkeiten, herrliche, unsagbar schöne Treffpunkte zweier Welten, zage, abwartende Umarmungen des Morgenlandes mit dem Westen, die Länder, in welchen Unglaubliches Wahrheit wird. So ähnlich muß ich es auch gesagt haben.

Mein alter Oberleutnant schob die Kappe ins Genick, blies einen weißen Rauchkegel in die kühle, glasklare Morgenluft und brummte achselzuckend: „BHD".

Bosnien—Herzegovina—Dalmatien.

IN DREIHUNDERT JAHREN WIRD . . .

Ein ganz enges, graues Gäßchen, ein Bosniak mit rotem Turban und hängenden, grauen Bartspitzen treibt ein Tragtier mit Brennholz. An jedem Haus ein Erker, dichtmaschige Holzgitter in den Fensteröffnungen — Haremsgitter. Hinter dem beschaulichen Auge hebt sich ein Vorstellungsknäuel aus Erinnerungsfetzen: Cirkassenmädchen, Seidenperser, Weihrauch, Wasserpfeifen, Krummschwerter, Blutfäden.

Zwei Türkenmädel klipperklappern hosenschwenkend auf Holzsandalen.

Ein Stück tief-tiefblauer Himmel zwischen den vorspringenden Dächern.

Vor einer winzigen Kafana drei Männer auf dem Boden: der Kafedschi und zwei Hodschas, den Fez schneeweiß umwunden, den schwarzen Kaftan sorgsam hochgezogen; zwischen ihnen ein Kupfertablett mit Kaffeetäßchen, Zigarettendampf um die tiefernsten, unbeweglichen Gesichter.

Ruhe, nur ein leises Brausen in der Ferne: in dreihundert Jahren wird es ein Menschengeschlecht geben mit Eisenbahnen, Telegraphen, Autos, Flugzeugen, Maschingewehren . . . . .

Krah-Krah . . . schnederedeng . . . . blechern, ein Grammophongekrächze: . . . „so a Walzer auf sexe is dar höckste Schpinat“ . .

IST DAS SCHON EINE MILLION?

Während der Annexionskrise, Defilierung der Sarajevoer Garnison vorm Konak der Landesregierung.

Mitar und Ivo unter einer Bogenlampe. — Hätten sich die Schwabas auch behalten können. Legt man sich nachts an eine Gartenmauer, gleich kommt der Polizist und jagt einen weg. Daß dich der Teufel . . .

Infanterie und Gebirgsartillerie, Hornruf und Trommelwirbel.

„Höre, Mitar, ist das schon eine Million?“

„Eh, Ivo, du Vieh; das sind schon viele Millionen. Aber . . . die mit den engen Hosen gehören Franja Jožip, dem Zaren in Wien; die mit den breiten, die hat ihm der Zar in Berlin geborgt . . . übers Wasser geschickt, übers große . . .“

ER HEBT DIE HÄNDE.

In dem flimmerndheißen Bahnhof von Konjica rasselt der Vormittagszug; bunte Bauern lungern, zwei Türkenfrauen hocken unter einem Baum, auf dem Bahnsteig genießen Offiziere die Ankunft des Zuges: da kommen Leute aus Pest! — aus Wien!! — aus Europa!!! — Schmalspurige Unterhaltungen nennen sie das da unten.

Hinten, aus einem Vierterklaßwagen, klettert ein alter Türke, einen Teppich unterm Arm, in der Hand die Wasserkanne. Auf dem Perron rollt er den Teppich auf, zieht die Schuhe aus, wäscht sich und beginnt zu beten.
Niemand kümmert sich um ihn.
Er hockt, kniet, wirft sich aufs Gesicht, schwingt kniend den Oberkörper; er hebt die Hände zum wunderherrlichen, blauen Himmel, mit zugepreßten Augen, auf dem alten, zerschlissenen Fetzen, den er über die Wiener Chamotteziegel gebreitet hat — hebt die Hände zwischen Tender und Weichenzentrale, vor einem Plakat der Pilsner Aktienbrauerei — auf dem Perron eines durch hohen Behördenerlaß genehmigten Bahnhoftyps — —
Von der Lokomotive senkt sich eine schwere Wolke. In ihr der Alte, das Antlitz sonnenüberglänzt emporgewandt, die Arme weit gebreitet — er spricht mit seinem Hergott — der nicht die Conclusion abstrakter Komplexe heißt, nicht transscedentale Travestierung konkreter Praemissen, auch nicht politisch klerikales Argument — — sondern einfach der Herrgott — selbst auf einer Station der bosnisch-herzegovinischen Landesbahnen.

KAFFEE LUFT.

BHD heißt: wundere dich über nichts.
In Trebinje ist ein alter Türkenfriedhof mit schattigen Bäumen. Ein Kafedschi hat ein paar Pflöcke in den Erdboden gerammt, Bretter darüber gelegt, ein paar Holzlauben gebaut und das ganze heißt „Kaffee Luft".
Wenn die Offiziere ihre Hunde nicht anbinden, kommt es vor, daß einer einen ausgegrabenen Türkenknochen apportiert.
Am Abend brennen ein paar Lampen dort: Halbdunkel mit getuschten Farbenflecken. Am Tisch des Generals lacht die bildschöne Tochter, Glaskugeln klirren gegen Silberbecken.
Auf den Tischen steht der unvergleichliche Kaffee, die Offiziere erzählen von Graz und Brünn — ach ja! Und von Pest — oh Gott! Und von Wien — nicht! Aufhören!
Oben, in den Steinen gröhlt's dumpf: „Halt — wer daaaa! — — Patrull vorbeeeeeii!" —
Die Sterne stehen zwischen den Zweigen.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Irgend ein betriebstüchtiger Serb hat jetzt den Kafedschi hinausgeschmissen und ein Kino hingebaut.

DREI FRAUEN SINGEN

. . . . Hei Prinz Mirko! Mit zehn Schimmeln
Holt er seine weiße Braut . . . . . .

Auf der Straße bei Tuli singen es drei Frauen, die nach Grab zum Markte reiten. Wie Männer sitzen sie auf den Rößlein. Aus dem saatgelben Flachs der Spinnrocken, die sie unter die Achsel klemmen, ziehen sie Fäden auf Spindeln, die an der Tiere Flanken wirbeln, die Fliegen zu verscheuchen.
Die Pferde sind braun, die Frauen weiß; leise schwingen ihre Oberkörper, links und rechts fliegen die Spindeln.
. . . Und sein Wagen, der war golden,
Rotes Gold und lichtes Glas . . . . . .
Kein Atemzug geht durch die himmelhohen Steine, matt schläft die Straße in der Sonnenglut und wie ein Traum zieh'n singend sie vorüber . . .
. . . . Hei, Prinz Mirko, ei, du Falke . . . . . .
Glutschwer senken sich die Töne, kaum klappern die Hufe im dämpfenden Staub . . . .
. . . . Jetzt schon ganz weit:
. . . . Hei, Prinz Mirko . . . . . ei, du Falke . . . .

BLÜTENZARTE FARBEN AUF JAPANSEIDE.

Im Monate Ramazan fasten die Türken täglich sechzehn Stunden. Sechzehn Stunden kein Kaffee, sechzehn Stunden keine Zigarette — die Entsagungen sind unabschätzbar.
Nachmittag sitzen sie in langen Reihen auf den Terassen der Tscharschia: schweigende Farben in allergrellster Sonne.
Fünf Uhr! Der erlösende Kanonenschuß.
Die Kafedschis haben nicht Hände genug, der Rauch der so sehr entbehrten Zigarette wird tief—tiefatmend inhaliert.
Maßvolle Freude, würdige, adelige Begehung der religiösen Feste, heitere Mienen sind Argumente für die in so und so viel „Plaudereien" schlagend erwiesene Barbarei der heidnischen Türken.
Der Muezzihn steht wie im Lichte eines Scheinwerfers: „Gott ist groß und ewig sein Wort . . . . .
Kinder tollen auf der Straße, aus der Sarajevoer Bierhalle torkelt ein besoffener Serb.
Unter der Laube einer alten Ulme, auf den grauen Steinen der Zysterne hockt — blütenzarte Farben auf Japanseide — weiß verschleiert eine Türkin. Kinder zu ihren Füßen, Mädchen, weiße Sackhosen bis zu den Knöcheln, Buben, die Hände um die hochgezogenen Knie: braune, tiefe Kinderaugen in der sinkenden Sonne.
Und die Frau erzählt: vielleicht von Hadschi Loja oder von der Vilja . . .
Von den Ulmen sinken wirbelnde Blätter in das offene Haar eines Mäderls.

Sporrenklirrend hastet der Bataillonsadjutant vorbei.
Leichtfüssig klettert der Abend über die kantigen Steine.

DER FÄHNRICH SPUCKT DONNER UND BLITZ

In der grauen Höhle der Trebinčicaquelle lachen und kreischen die türkischen Wäscherinnen; überall auf den Steinen liegen Wäschestücke zum Trocknen: gestreift, weiß, rot, blau, in der Sonne. Auf der kahlen Wiese am Wasser, mitten in der Schlucht, grast stolpernd ein erbärmliches Pferdl. Handtellergroße Wunden auf Hals und Krupp, Arbeitssiegel der mörderischen Holzsättel.
Der Fähnrich spuckt Donner und Blitz: „A Schkandal, wie dö Tschuschn mit dö Pferdln umgehn. Prrügeln . . prrügeln . . bis sie Ameisensäure schwitzen“ . . . . . und zieht einen Brief aus der Tasche.
Fliegen quälen das arme Tier, zu Tausenden summen sie auf dem rohen Fleisch der Druckstellen.
„Tierschinder! Hunde!“ und pickt Fetzen des Briefes, die er vorher in den Fluß getaucht hat, auf die von den Fliegen gesäuberten Stellen. Das Tier legt ihm den müden, struppigen Kopf auf die Schulter. „Jo, jo, orms Hascherl.“ Die Finger liebkosen zwischen den blinden Augen.
Die Fliegen schwirren fassungslos um eines der kriegschirurgischen Fragmente, das Paradiese schließt: „. . . . . so oft an mich als ich an dich, Bub? Eine Soldatenmutter soll zwar . . . .“

MARKO JURKOVIČ

In Bilek heißt das Wirtshaus „Zum Gendarmen“ und Marko Jurkovič der Wirt.
Fünfunddreißig Jahre war er Gendarm. Solange er die Uniform trug, war er vor dem Feind. Die Gendarmen da unten liegen im ewigen Krieg mit den Paschern aus der Crna Gora. Mancher Leichenstein an der Grenze erzählt davon.
Wie in einem alten Roman oder aus einem kerndeutschen Holzschnitt ist das: Marko Jurkovč, der fünfunddreißig Jahre den Rock des Kaisers trug und jetzt Schenkwirt ist. Mit einer Kugel unterm Schlüsselbein.
Wenn die Offiziere kommen, steht er, wie er beim Rapport gestanden ist: „Gospodine Kapetan, ich melde gehorsamst Wiener Schnitzel mit Erdäpfel. — — Herr Leutnant befehlen? Zahlen? Zwei Viertel Roten . . . meld' g'horsamst, achtzehn Kreuzer.“
Manchmal schießt er vor die Tür; da marschiert die Patrouille vorbei, an die Grenze hinauf.
Marko Jurkovič sieht ihnen nach, in einer Hand die Serviette, die andere am Schlüsselbein.

SOLDATENGRÄBER

Warnend sprechen Werke und Kordone an der Grenze, eindringlich und mahnend die Soldatengräber.

Da ist in Bilek ein kleiner, viereckiger Friedhof. Achtzig Jäger liegen dorten, achtzig Söhne im steinigen Karst Schief gesunken stecken Kreuze im Boden: Gefallen vor dem Feinde 1882.

Fünf Schritte daneben: ein mächtiger ärarischer Neubau. Schottermühlen klinkern, ein Ziegelaufzug klappert .... und auf der Straße zieht singend eine Kompagnie — — —

Oben, an der Grenze, liegt ein Kadet, den eine montenegrinische Kugel streckte. Und alle die wilden Kerle, die Kordonposten beziehen, bringen dem Grab was mit: eine Blume, eine bunte Papierschleife, einen grünen Zweig . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Unten, auf einem aufgesparten Waldfleck, ist der Friedhof der Soldaten.

Bäume, Sträucher, Gras und Blumen und dazwischen Grab um Grab.

Ein ganz frisches: ein Junger liegt darunter, den das Leben warf. Gebrochene Hoffnungen quittierte er mit einer Kugel. Hat einen Kranz auf dem Hügel, die Blumen frisch, ein Zettel hängt daran: „Mein Sohn, ich komme dir bald nach — die Mutter.

Und hat sich doch erschossen.

GRAND SALUT IMPERIAL

Drüben, in Montenegro, stinkts wieder einmal.

Aus allen Garnisonen stauben die Bataillone, zur Grenze hinauf. Hoch, hoch oben, zwischen Kanten und Schründen, steht Feldwache neben Feldwache in der Sternennacht ....

So ruhig ist es, daß man das Blut in den Ohren singen hört ....

Silbernglasiert sind die Blöcke, kühl die zerfetzten Konturen der Kämme.

Ohne Massen ist die Stille ... nur manchmal ein halber Fluch ... ein Bajonet scheppert gegen einen Stein .....

Tausende Meilen von hier, hoch oben in Mähren, zwischen Tannen und Buchen eingehuschelt, geht jetzt ein Mädel schlafen. Hat rotblonde Haare und graue Augen .... wie eine Katz ....

Schaut wohl grad jetzt noch einmal zum Himmel auf ....

Leis zischt der Säbel aus der Scheide, wie ein gelispeltes Liebeswort.

Dreimal fliegt der Korb ans Herz, dreimal senkt sich funkelnd seine Spitze — grand salut imperial — über Karst und Wald, über Haide und Saat, über alle die tausende Meilen ....

.... Risch! fällt eine Sternschnuppe aus dem goldpunktierten Brokat der Nacht.

PASTELL AUF BÜTTEN

Pastell auf Bütten — ein rosarotes Mäderl mit einem Kupferkessel am Brunnen neben der Ragusaner Hauptwache. Dort, wo im Wassergeplätscher Puttis zu Stein erstarrten.
Viel zu hoch ist der Auslauf und eine schwere Arbeit, den blanken Kessel hinzustellen.
Jetzt läuft er voll.
Wer jetzt davongehen könnte, wie Gina oder Marietta, den Kessel auf der Schulter, gertenbiegsam in den Hüften ......
Wollens versuchen!
Schwapp! fließt das Wasser über das rote Kleidel und die Kleine steht erschrocken, Hände und Finger weit gespreizt.
Brummelnd kniet ein ungarischer Infanterist aufs Pflaster und will mit einem roten Sacktuch helfen. Wischt und reibt, hebt dann den Topf vom Brunnen und reicht ihn, kniend, der kleinen Majestät
Aber mit dem Wippen ist's nichts, ganz krumm zieht sie der schwere Kessel und schlägt ihr gegen die Beinchen.
Schwankend biegt sie um die Rolandfreyung und prr! gehen die Tauben hoch.
Der braune Soldat, noch immer auf denKnien, sieht ihr lächelnd nach.

Die Insel

von BERTHOLD VIERTEL

Sprich nicht von dieser Insel. wo wir uns trafen
In unsern Nächten.
Das Blut rauscht rings um sie.
Und keine Zeit geschah, Uranfang, Ende.
Was wir sonst sind, vergessen und verscheucht.
Nur diese Spiele, grausam wie Dämonen,
Marter nach einem Glück, das anders
Beseligt als das Brot, der Trunk,
Die sonst die Lippen sättigen.
Nein, ungesättigt
Tobten wir,
Bis schwer die Wimpern und die Lider schwer,
Das Haupt ermattet, sinkend, abgebroch'ne Blüte,
Der Tod kalt an die Stirnen tastend,
Das Inn're ausgehöhlt, ein leeres Haus
Mit ausgehob nen Fenstern, ohne Dach.
Oh, das Korallenrot der Lippen

War mit röt'rem Rot betaut,
Von uns'rer Zähne Mordgier.
Heilandsmale
Auf diesen kühlen Händen, die gefiebert
Im Suchen nach Entspannung, die nicht kam.
Nein, Ekel kam, der Würger,
Vom goldenen Tor der Lust uns scheuchend,
Daß wir wie Schatten flohn.
In unsern Adern
Ebbte die Lust zurück, zum dunklen Schacht.
Und nur ein Duft von ihr
Blieb dem Verschmachten.
Wie Irre hatten wir am harten Schloß gerüttelt,
Die Gnade aufzusprengen.
Aber nun, mit entnervten Knien,
Müd wie Gerichtete,
Schlichen wir einen bangen Weg zurück.

Und doch, du Köstliche, war nichts als Zärtlichkeit
In meinem grausam Sein.
Doch kniete ich kuldigend
Den Marterberg empor,
Um nur den heißen süßen Hauch
Zu pflücken, wenn die Lippe dir erblaßt.
Um dir im Weh
Die bebende Melodik zu entlocken.
Um deinem Unbewußtsein nah zu sein,
Als könnt ich fast bis in den Tod gelangen,
Wo wir ganz nah sind.
Und doch war mir, du Köstliche,
Daß wir die Lust, Verschmachtende, verschmähten,
Ein bess'res noch als Glück, ein tieferes
An Wurzeln Zerren, sie zu lockern, du!
Mir sind sie heilig
Diese Feste
Der Qual —
Wenn wir auch fürchterlich erwachen.

Sprich nie von dieser Insel,
Die nur wir,
Nur wenn wir Dämon sind, in uns betreten,
Das Blut rauscht rings um sie.
Was wir dort leben,
Hat keinerlei Bezug mit andern Leben,

Nicht einmal unser Denken rühre dran
Und kein Erinnern.
Kein Name,
Der sonst gebraucht wird,
Wage sie zu nennen,
Kein kleines und kein großes Wort.
Nur Reue
Ist tief genug, hinabzutauchen,
Nur Angst so mächtig, um sie zu entdecken.
Sie, die verschollen ist,
Die dunkel schöne,
Vom Blut geborgene.

Bis wieder wir,
Ganz unvermutet,
Vom Dämon hingetragen,
An ihr Ufer stranden.
Du, Köstliche,
Erst dann schön wie ein Gift,
Und ich, der Trinker,
Giftbereit.

Der schöne Garten.

Ein Märchen von EMIL ALPHONS RHEINHARDT.

Der Fremde liegt im schönen Garten, verstaubt von vieler Wanderschaft, schlafend unter einem blühenden Granatbaume. Gazellen, silberne Fasane, Pfaue und ein Panther kommen nahe und lagern um die Erscheinung.

Der Baum streut seine Blüten über den Schlafenden. Rosmarin, Wermut, Knabenkraut und Rosen riechen in seinen Schlummer. Bunte Vögel singen ganz leise über seinem Haupte, die Schlange hebt den Kopf zu ihm und der Edelfalke spannt seine Flügel, um die gewanderte Sonne von seinem Antlitze zu wehren.

Der F r e m d e (spricht im Schlafe)

(zum Panther): Du warst in meinem Kindheitszimmer.
Ein Tambourin lag neben dir.
Du recktest dich in wildem Schimmer,
Die große Sonne glänzte immer
Und Freundschaft ging von dir zu mir.
Jetzt ist das Bild ganz braun und lange
In fremdem Hause — doch du kamst.

War dir nach dem Gefährten bange?
Nie mehr schmiegt sich die Knabenwange
An deine Flanke.
Und du nahmst
Ein wenig vom Geruch der Jahre,
Der weiten, noch als Gabe her,
Voll großer Äpfel; wunderbare
Kühlende Linnen. Heimwehschwer
Grüß ich dich Bildnis.

(zum Pfau) Kamst auch du
Aus namenlosem Land der wilden süßen
Geliebten einst — wie nicktest du mir zu.
Ich wollte nicht, ich hab' doch gehen müssen.
Tu auf den Glanz! Ich seh' die Wundergärten
In deinem Schimmer spiegelnd aufgedeckt.
Quellen und Schatten, die sich mir gewährten;
Glanz aller Liebe und den unversehrten
Kranz alles Elends seh' ich unerschreckt.
Grüßt mich ihr Leib wie altes Elfenbein
Aus ihren wilden, übersonnten Seiden!?
Riecht Ambra auf und der topasne Wein
Und violette Nacht verliebter Leiden!?

(Der Pfau schlägt ein Rad und steht ganz nahe dem Fremden.)

O Welt voll alten Reichtums! Ausgeblaßte
Buntheiten, von dem Wunder da erweckt...

(Er hat sich aufgerichtet, sieht.)

Du schöner Garten! Wem bin ich zu Gaste?
Du schlankes Traumtier, das mich nicht erschreckt,
Halt still, laß deinen kleinen Kopf mich greifen!
Du lebst? Und fliehst nicht? Und zerreißt mich nicht?
So sind die Früchte wirklich, die hier reifen,
Wahrhaft ein Garten so im goldnen Licht?
Ich schaue nur und mich erfaßt kein Staunen?
Kannst du nicht sprechen, schöner Panther, sag'?
Ich nehm' es hin. Mein Weg hat viele Launen!

Der Panther: Und heut vielleicht den wunderlichsten Tag.
Ich sah dich kommen, wie im Schlaf, durch Mauern.
Mir schwoll der Groll. Ich sprang dich an —
Und fühlte heiß mein Wächterherz erschauern.
Ich bin dir gut, du fremder Mann.

Der Fremde: So sprichst du wahrhaft!
Dank für deine Güte.
Doch sag' wo bin ich, wie kam ich hierher?
Mir ist so neu, nicht leicht, nicht schwer,

So unbekannt, als ob ich eine Blüte,
Als ob ich nunmehr deinesgleichen wär'.

(Er geht zum kleinen Teiche.)

Doch unverwandelt sieht mein Antlitz wieder.
Sei gut und sag' mir, was mir widerfuhr!

Die Schlange: Du rühmst dich umgetrieben. Laß dich nieder,
Nimm hin, was ist.

Der Fremde: Ist's Blendwerk nur?

Der Pfau: Nein, schöne Wirklichkeit. Trau deinen Sinnen.
Sieh mich doch an! Hat je ein Traum geglänzt
Wie mein Gefieder?

Der Fremde: Muß das nicht zerrinnen,
Das an kein Gestern und kein Morgen grenzt?
O sagt mir, schöne Tiere, was geschehn ist,
Da dieses Menschenherz doch Namen will.

Die Schlange: Nimm dir fürs erste alles, was zu sehn ist,
Nimm schöne Sonne auf und trink dich still.

Der Panther: Du weißt sehr bald. Wird es dein Herz ertragen?
Ihr Menschen seid ein bängliches Geschlecht.
Zu bald ist euer Herz bereit, zu schlagen.
Ich hörte oft von deinesgleichen sagen,
Daß ihr selbst leicht am Glücklichsein zerbrecht.
Doch du mußt stark sein. Denn du kamst wie keiner
Und zwangst mich leicht, dir gut zu sein.
Glänzt doch die Sonne, seit du hier bist, reiner.

Ein kleiner Vogel: Und plötzlich blüht der ganze Rosenhain.
Kam nicht der Adler selbst, ihn zu begrüßen?

Der Pfau: Hab' ich ihm nicht mein schönstes Rad gezeigt?

Die Schildkröte (die dazugekommen ist):
Sogar der liebe Teich zu seinen Füßen
Hält fest sein Bild, das sich darauf geneigt.

Der Weinstock (biegt sich zu ihm):
Da hast du meine ersten reifen Trauben.
Ich hielt sie in die Sonne, da du schliefst.

Der Fremde (nimmt): Ich danke dir.
Was wollt ihr, weiße Tauben?

Die Tauben (in umflatternd): Es schien uns, daß du uns zu Diensten riefst.

Der Fremde: Ihr Lieben, Tiere, Früchte, Bäume,
Nehmt meine Liebe hin als Dank!
So seid gegrüßt, ihr wahr gewordnen Träume!
Mein Pantherfreund, jetzt ist mir nicht mehr bang.
Ich will so gern mit euch sein, immer.

Das Lamm: Ja, es ist gut in diesem Garten sein.

Der F r e m d e: O macht mich vom Gefühl der Menschenzimmer,
Vom Staube vieler Wanderschaften rein!

Der kleine H u n d: Ich bitte Dich, Du lieber Mann, ein wenig
gedulde Dich. Wir wissen nicht, was tun.
Streck' Dich doch hin. Du sollst wie unser König
Im allerweichsten Grase freundlich ruhn.

Der F r e m d e: Ich mag nicht fragen und ihr sollt nicht sagen,
Wer euch gebeut und was mit mir geschieht.
Laßt mich so sein in ewig stillen Tagen,
Sing weiter, liebes, leises Vogellied.

Ein V o g e l (im Geäst): Ruhe Dich aus.
Ruhe Dich ein.
Morgen ist wieder
und immer ist wieder
Sonnenschein.

Ein a n d e r e r V o g e l: Immer sind Lieder.
Alle sind Dein.

Der F r e m d e (liegt wieder unter dem Baum, der Panther an ihn geschmiegt. Der Knabe kommt nackt herzugelaufen, reicht ihm seine Hand voll Beeren und kauert nieder zu ihm.)

Der K n a b e: Ich weiß noch andre, schwarze, säuerliche,
Magst Du die lieber? Oder Pfirsiche,
ganz weiche, draus ein Bach von lauter Süße
Dir auf die Zunge kommt. Willst du von ihnen?

Der F r e m d e: Ich dank Dir, Knabe; nimm von dieser Traube.
Sie ist sehr süß und soll die erste sein ...
Verzaubert ganz und zeitlos und entrückt ......
Bist Du nicht mein Gespiele, den der wilde,
tosende Wassersturz ins Dunkle riß?
Weißt Du die Ecke noch? Wir saßen immer,
wenn rund schon Herbst war, dort und schauten
das silberige Ziehn auf späten Feldern,
das schon nicht mehr zu voller Sonne kam.
Und hatten warm, wenn schon die andern zeitig
Im Mantel gingen, leise fröstelten.
Und wenn der Garten grün war, weißt Du noch?
Kleesüßen Hauch des Mittags, riechst Du ihn?
Denkst du des lieben braunen Hundes noch ....

Der K n a b e: All das ist hier, wovon Du redest. Sieh,
beim Schlosse weiß ich einen Efeuwinkel,
Den meinst du wohl?

(Eine sanfte, lockende Pfeife tönt. Der Knabe lauscht und hebt sich langsam.)

Ich muß schon gehen.
Ich komm bald wieder.

Der **Fremde**: Ruft man Dich?

(Die ernste, schwermütige Gestalt des **Rattenfängers** in langem. dunkelgrünem Gewande wird einen Augenblick sichtbar. Der Knabe erblickt ihn, eilt ihm zu und verschwindet mit ihm im Gehölz.)

Der **Fremde** (zum Panther):
So ist Gesetz und Fügung auch bei euch?

Der **Panther**: Ich weiß nicht, was Du meinst. Ist's das,
das diesen Knaben gehen hieß?

Der **Fremde**: Ja, das mein' ich.

Der **Panther**: Es ist nichts Banges.

(Von ferne kommt ein schönes, leises Singen. Die Tiere horchen auf, erheben sich und eilen dem Gesang entgegen. Nur der Panther und die Schlange bleiben.)

Der **Fremde** (stehend): Ruft man mich nicht? Wer singt? Wem gilt es?

Die **Schlange**: So Dir wie uns. Dies Singen ruft sich alles.

Der **Fremde**: Wer singt? Wie süß! Sieh, alles strebt dem zu.
Die Blüten haben sich dahin gewendet.
Mein Pantherfreund sieht sehnend von mir fort.

Die **Schlange**: Das hebt dem Kommen jetzt sich zu,
Als wie es Dir zuwuchs, da Du gekommen.
Ich mein', es wird sehr Seltsames geschehn.

Der **Fremde** (wie entrückt, da der Gesang anschwillt):
Ein Menschliches grüßt mich wie nie.
Jetzt wird mir das Große geschehn.
O laß mich das Große bestehn.

Der **Panther** (sich zu ihm aufrichtend):
Sei stark, Du Mensch!

Der **Fremde**: Bleib Du bei mir! Mir ist ein Kinderweinen
ganz heiß am Herzen. Sag', was soll ich tun?

Der **Panther**: Sei still! Sie ist so gut, Du großer Knabe.

(Die süße Stimme ist ganz nahe gekommen. Ein Wehen fliegender Blüten ist in der Luft. Die Schlange kriecht ihr entgegen, der Fremde kniet, einen Arm um den Panther geschlungen, Kinder kommen über die Wiese gelaufen. Und alle Knospen, Sternblumen, Gentianen und Ehrenpreis sind aufgeblüht und heben sich der Kommenden zu. Gelbe, rote und grüne Vögel schweben in Schwärmen über ihr.)

Die **Stimme** (sprechend, nahe): Sagt er die Wahrheit? Redet, meine Tiere!

Alene (aus dem Gehölz tretend, bleibt stehen und sieht unverwandt auf den Fremden, der mit gesenktem Haupte kniet. Der Panther macht sich sanft von ihm los und ist mit wenigen Sprüngen an Alenes Seite. Sie steht mit gefalteten Händen. Ihr rotgoldenes Haar liegt in zwei großen Wellen auf den schmalen Schultern. Ihr weißes, fließendes Gewand ist über und über mit Blüten behangen. Nach einer langen Zeit tritt sie auf den Fremden zu. hält aber wieder ein).

Du kommst mir nicht entgegen?
Ich habe lange auf Dich warten müssen.

Der Fremde: Du hast gewartet? Mich erwartet? Mich?

Alene: Ja, Dich! Gib mir die Hand und sei gegrüßt!
Sei nicht erschreckt. Ich bin nicht schlimmer
als meine Tiere sind, die Du schon liebst.

Der Fremde: Ich trug zu viel an diesem Tag. Du bist
zu schön. Ich kann Dich nicht ertragen.
Mein Schau'n wird aufgezehrt von Deinem Haar.
Ich bin wie blind. Wie, Du hast mich erwartet?

Alene: Ich sagte es. Sieh fort von mir. Doch komm!
Wir wollen unter deinem Baume sitzen.
Schau mich nicht an, noch nicht. Und jetzt
wollen wir sprechen. Du, ich kenn' Dich gut.
Du sollst mich doch erkennen, da Dein Blut
Seit Deiner Kindheit zu mir strömt, wohl oft
auf wunderlichen Wegen, oft vergessend,
doch innerlich geleitet, unverwandt.
Du Herz, ich grüß' Dich. (Sie nimmt seine Hand.) Denn
Du bist mein Wunder.
Wie ich das Deine bin. Ich sah Dich lang
irrgehn, noch da, noch hier und wußte:
noch dieses Stückchen Welt, dann bist Du mein.
Geht, meine Tiere! Laßt uns jetzt allein.
Wir haben uns so viel, so viel zu sagen.
Wenn er ganz froh ist, dürft Ihr mit uns sein.

* * *

Der Fremde zu Alenes Füßen sitzend, Spätnachmittag.

Alene: Dein Herz ist voll von Fragen. Menschenart
will allem Namen geben, selbst dem Wunder.
So frag! Doch meine Antwort macht nicht weise.

Der Fremde: Du Schöne, Schöne, Du, ich weiß kein Wort.
Noch ist mein Sinn mit Rätseln zugeschüttet.
Darunter aber spür' ich Dich schon sein,
Die Du in mir warst, immerzu verraten,
Doch nur in Ängsten und Unwissenheiten,
Ich weiß noch kaum zu fragen Sag, wie soll
ich Dich denn nennen?

Alene: Sag Alene.

Der Fremde: Und wo bin ich?

Alene: In meinem schönen Garten.

Der Fremde: Und wie kam ich hieher?

Alene: Durch Schicksal und im Schlaf.
Der Fremde: Warum denn ich?
Alene: Warum ist denn in eurer dunklen Welt
der eine König und der andere trägt
die Steine zu der Könige Palästen?
Warum ist einer gut? Und einer will
nur Gutes und in einer Stunde muß
er seinen Bruder töten. Du bist hier,
weil dieses Du im Schlaf den Weg gefunden,
und fandst den Weg, weil mich Dein Blut gesucht.
Der Fremde: Ich faß es nicht. Und Deine Tiere können reden!
Alene: Ja, weil Du es verstehen kannst.
Der Fremde. Und wer war
der ernste Mann, der diesen Knaben fortrief?
Alene: Den sahst Du auch? Er ist mein Diener,
mein Freund und Bruder auch.
Der Fremde: Und jene Kinder?
Alene: Du fragst zu viel. Da, nimm Dir meine Hand
und tu' die Augen zu und sei bei mir.
Empfinde mich, so hast Du mich ja tiefer,
als alle Worte mich Dir bringen können.
Der Fremde: Ich will so gern. Allein dies Wunderbare,
wie soll ich es versteh'n? Es ist so anders . . . .
Alene: Versteh es nicht. Nimm es in Deine Hände.

(Sie legt ihm die Hand über die Augen, löst ihr Haar und hüllt seinen Kopf in die goldene Flut.)

Der Fremde: Du, Du Alene. Ich weine . . . .
Alene: Weine, weine Dich rein.
Schöne Erdentränen.
Hier hat noch niemand geweint.
Der Fremde: Alene!
Alene: Weine weine Dich los.
Wein mir ein Diadem.
Du wirst nie wieder weinen.
Der Fremde: Alene, Dein Haar . . . .
Alene: Weine, weine Dich froh.
Lohnen Dir meine Haare
Schön Dein süßestes Weh?

(er liegt, das Gesicht in ihrem Schoß, lange, in ihr Haar gehüllt.)

Alene (betet, ihm unhörbar, vor sich hin) Bleibe immer bei mir!
Alles will ich Dir sein.
Süß im Tag und in Nacht.
Traum und Freund und Gespiele.
Bleibe immer bei mir.

Doppelt blüht jetzt mein Garten.
Du, dieses Warten und Warten
war meinem Herzen so schwer.

Der Fremde (leise, wie im Traum): Alene, bin ich bei Dir?

Alene: Ja, Du bist bei mir.
Sei still, Du ruhest so süß.
Ruhe Dich ein in mein Leben.

Der Fremde: Ich will immer so sein.
Laß diesen Tag nicht vergehn!

Alene: Sonne, Sonne halt ein!
Heute ist unser Tag.
Laß ihn uns lange sein.

Ein Vogel (im Baume) Immer ist euer Tag.

Alene (zum Vogel) Lauscher . . . . doch du sprichst lieb,

(Die schräge Sonne steht unbewegt über den großen Kronen der Bäume)

Der Fremde (hebt den Kopf) Wer sprach? . . . . Alene.

Alene (legt ihren Mund an seinen. So bleiben sie, von ihrem Haar überflutet)

* * *

Waldwiese. Der Rattenfänger sitzt auf einem Wurzelknorren, grüne Eidechsen spielen vor ihm in der Sonne. Der Knabe lehnt an einem Baume und sieht wie sehnsüchtig in den Wald hinein.

Der Knabe: Ich möchte den Mann aus der Welt wiedersehen.

Der Rattenfänger: Du wirst ihm begegnen, wenn sie es will.

Der Knabe: Erzähl mir vom Meere.

Der Rattenfänger: Wer sprach dir vom Meere?

Der Knabe: Ich weiß nicht. Ein Traum. Erzähl mir. Du sahst es.

Der Rattenfänger: Laß sein! Hör den grünen Eidechsen zu.
Ihr König hat gestern Hochzeit gefeiert.
Nun bringen sie alle als Morgengabe
der jungen Vermählten ein Wunder des Gartens.

Der Knabe (neigt sich nieder).

Eine junge Eidechse (erzählend): Vor grauen Zeiten war überall Wasser.
Nur wenig Land und tiefer Wald.
Sie brachen die rauschenden Bäume um,
die großen Geschöpfe mit gelben Haaren,
und fuhren darauf in den Sturm auf den Wassern,
Nur unser Garten war ewig schön.
Und einmal kam . . . .

Der Rattenfänger (faßt jäh des Knaben Hand)
Wir wollen den Mann aus der Welt jetzt suchen.

(Sie verschwinden im Walde. Doch nach ganz kurzer Weile kommt der Knabe zurückgelaufen und liegt bei den Eidechsen).

Die Eidechse (weitersprechend): Und er ging im Traum durch die Mauern.
Und als er erwachte war er im Garten.
Doch bald erfaßt ihn das böse Blut.
An seiner Seite hing ein langer
blanker Stein. Und er schlug den schönsten
von unseren Bäumen wund und wunder
und sprach vor sich hin: „Du wirst mein Schiff sein,
mein schöner Drache!“ Der Baum schrie laut
und fiel und erschlug den Mörder im Sturz.
Es ist ein Berg über ihn gewachsen.
Darunter liegt er und schläft bösen Schlaf.
Hier, schöne Königin, ist eine Matte
für deine Kammer. Ich flocht sie aus seinen
gelben Haaren. Ich war oft erschreckt.
Sein Auge ist offen. Doch ich brachts zu Ende.

Der Knabe (laut): Du zeig mir, wo liegt er!

(Die Pfeife des Rattenfängers tönt laut und eindringlich, der Knabe wird emporgerissen).

Die Eidechse (schon von ferne): Fünf Blutbuchen . . . . . Hügel . . .

* * *

Der Fremde (nun im weißen Linnenkleide, kommt, den Arm um Alene geschlungen, an den kleinen Teich. Ein Gewirr von Seerosen zieht ihnen entgegen, sie betreten es wie ein Boot und ruhen darauf).

Alene: Jetzt frag nie mehr, Du Lieber. Was noch rätselhaft,
soll das Vertrautsein leichtlich überbrücken.
Nun ist ja alles, alles schon gelöst.
Die weiße Wolke da geht nie mehr fort.
Die Knospe da ist ewig. Und Dein Auge
ist immer rein. Doch nein, es soll zuweilen
sein fremdes Feuer haben. Es ist schön,
Wenn aller Jugendweg noch einmal kommt,
und das Gewesene, neu aufglühend, mir
als Liebesgabe heimkehrt.

(Die ferne Pfeife des Rattenfängers, der den Knaben zu sich ruft, ist einen Augenblick hörbar.)

Der Fremde: Alene, sieh, ich muß schon wieder fragen.
Ich möchte nicht. Doch ich bin innen unrein,
wenn Fragen an die Zärtlichkeiten reichen.
Was will dies Rufen, rätselhafte Macht
auf jene Kinder übend? Und warum
ist dieses Mannes Herz nicht froh wie unseres?

Alene: Du wirst erfahren! Doch nicht jetzt, nicht heute.
Der Fremde: Alene, ich bin wunderlich verstört.
Alene: Sei still, Du Lieber, fühl, ich bin bei Dir.

* * *

Wald. Der Hüne kommt, mit dem blanken Schwerte in der Faust, brüllend durch die Stämme gestürmt. Der Knabe eilt in süßem Schrecken hinter ihm.)

Der Hüne: Nun wehrt mir keiner den Weg in die Welt.

Der Rattenfänger (tritt ihm entgegen. Der Hüne hebt sein Schwert gegen ihn, doch ein Pfeifenton zwingt seine Hand zur Erde, zum Knaben): Du hast ihn angerührt, hast ihn erweckt.
Wie weißt Du denn?

Der Knabe: O zürn mir nicht! Ich bin so voll von Schrecken.
Die Eidechsen erzählten von dem Grab.
Und in mir wuchs die Sehnsucht, ihn zu sehen.
Ich wollte seine wilden Hände glätten.
Da fuhr er auf und zwang mich in die Knie.

Der Rattenfänger: Du tatest Schlimmes. Was wird Sie nun sagen?

Der Knabe: Ich wollte nicht . . . .

Der Hüne (steht mit gesenktem Haupte, über das quer die breite Todeswunde klafft, wie vor seinem Richter)
So töte mich, laß mich nicht lange warten.
So schick mich wieder in den Schlaf hinein,
der Du mich zwangst.

Der Rattenfänger: Ich töte nicht, ich richte nicht,
ich bin dem Menschlichen zu nahe.
(Zum Knaben) Gehe Sie rufen!

Der Knabe (im Gehen) Was wird gescheh'n, mir ist so bang.

Der Rattenfänger (zum Hünen): So willst Du wieder in die wilde Welt!
Was wirst Du draußen tun?

Der Hüne: Höhnst Du nicht?
Ich will mein Volk auf allen Meeren suchen!

Der Rattenfänger: Deß ist kein Staub mehr wach am Meeresgrund.

Der Hüne: Schlief ich solang . . . So will ich irgendwo
ein braunes Weib mir suchen. Oft im Blut,
wenn etwas meinen schweren Hügel trat,
war Eine wach, die ich auf letzter Fahrt
gesehn; sie lief wie Elche durch die Berge.
Ich fänd sie wieder . . . doch sie ist nicht mehr.
Viel andre Weiber noch! Ich finde Eine,
die meinen Samen gerne trägt. Sie soll
mir einen Sohn nach meinem Bild gebären.
Ihn will ich schlanke Schiffe bauen lehren

und mit ihm wieder auf den letzten Meeren
die Fahrten wagen nach dem goldnen Eiland.
Mir geht der Weg auf . . . . um das Kap der Stürme
fliegt mein Drache . . . .

Alene (ernst, streng, neben dem Fremden, der ihr Gesicht verwundert wie den Hünen sieht, kommt, vom Knaben geführt).

Der Rattenfänger: Er ist erstanden, sendet die Welt uns Boten?
Was soll nun geschehen?

Alene (zum Hünen, der halb unwirsch, halb in schönem Schauer, vor ihr wieder aufrecht steht):
Was willst Du mit dem neuen Sein beginnen?
Magst Du mit uns in diesem Garten bleiben?
Doch nein, ich spür Dein Herz voll Bränden sein.
Du willst hinaus.

Der Rattenfänger: Soll ich ihm Wege zeigen und die Welt?

Alene: Führ ihn auf jenen Hügel!

Der Hüne: Wer bist Du Weib, daß Du dem Mann gebeutst?

Alene: Folge ihm nach. (Die Beiden gehen wenige Schritte einen kleinen Hügel hinan.)

Der Fremde: Alene, was ist mit dem wunderbaren
Manne, der die Todeswunde trägt wie Spiel?

Alene: Er lag in unserem Garten lang begraben,
sehr lang. Indessen sind die ältesten Bäume
herangewachsen und dahingesunken und
die Eichen hier sind die Urenkel derer,
die jenen Mann hier wandeln sah'n.
Ein Baum erschlug ihn, warf ihn in den Schlaf.
Er brachte Tod. Doch Schlaf ward ihm dawider.
Hier starb noch keiner. Und selbst dieser Schlaf
ist wandelbar, wenn eine Menschenhand
den Schläfer rührt. Der Knabe weckte ihn.

Der Fremde: Liebste, wie Wunderbares, Unfaßbares
zu lindem Grauen erregst Du mir . . . .
So lebst auch Du solang und wirst . . . .

Alene: Sei still. Hör meinen Bruder oben
die Welt dem Auferstandenen weisen!

Der Rattenfänger (oben): Und diese weißen Blöcke, die Du nennst,
sind Städte. Rauch hängt schwer aus ihren
Feuern darüber. Menschen wohnen drinnen
und tauschen den Besitz und freuen sich
an kleiner List. Und haben im Gewirre
von dunklem Tun zuweilen

einen trüben Brand ihrer Herzen,
werden zeitig morsch und faulen dort,
siehst Du die großen Felder, mit Steinen übersät . . .

Der Hüne: Wo ist das große, große Meer?

Der Rattenfänger: Das wich zurück und spie die Länder aus,
und taumelnde Geschlechter, so die schönen
und sanften Tiere mit der Wut verseucht.
Siehst Du die vielen, vielen Schiffe geh'n,
siehst Du sie drängen um Dein Kap der Stürme?
Ein jedes Land liegt preisgegeben da.

Der Hüne: Das goldene Eiland . . . .

Der Rattenfänger: Ging unter.

Der Hüne (steht mit hoch gehobenen Armen, das Auge auf die Länder der Erde gerichtet und die Sehnsucht der Jahrtausende brüllt aus ihm in letzter Bedrängnis) Welt . . . .

Der Fremde (stürzt auf ihn zu und versucht, seine Hand zu fassen.)

Alene: Sei still, halt ein . . . .

(Der Knabe liegt auf der Erde, das Gesicht in den Händen. Der Fremde steht starr oben vor dem Hünen und folgt leeren Blickes der Hand des Rattenfängers, die auf Alene weist.)

Der Rattenfänger (nach einer langen Zeit zum Hünen):
Was willst Du tun?

Der Hüne: Ich weiß es nicht.

Der Rattenfänger: Bleib bei uns!

Der Hüne: Ich kann nicht.

Der Rattenfänger: Hier ist das goldene Eiland.

Der Hüne (den Kopf schüttelnd) Nein.
Das will erstritten und erfahren sein.
(Er steht, das wilde Kinn an der Brust, lange):
Wo ist mein Hügel?

Der Rattenfänger (weisend): Dort, wo die roten Bäume stehn.

Der Hüne (geht langsam den Hang hinunter, ohne sich umzuwenden, und taucht im Walde unter.)

Der Fremde will ihm nach. Der Rattenfänger hält seinen Arm mit sanfter Gewalt und führt ihn zu Alene, die sein Gesicht an ihre Brust zieht. Dann hebt der Rattenfänger den verstörten Knaben auf und führt auch ihn zu Alene, die ihn mit einer liebkosenden Bewegung erweckt.

Der Rattenfänger (geht allein in den Wald hinein):
O, schöne Menschenschmerzen!
Mein schönes Rauschen, ich allein
bin nahe noch den heißen Herzen,
und bin bei Dir doch und bin Dein,

* * *

Ein Gewirr von Feuerlilien, Lianen, Orchydeen und Kamelien. Der Panther iegt neben der Schlange in der Sonne. Es ist Mittag und über Allem schwärmt das Flimmern und Rieseln der Sonne, als ob in der Stille die ruhende Welt aus der Gestalt sich löste.

Der Panther: Ich sah ihn morgens aus dem Gemache
verwirrten Haares treten, da die Herrin
noch süß schlief. Sah ihn laufen wie gejagt
und sah die Herrin dann erwachen und
allein sein auf dem schönen Lager.

Die Schlange: Schon als er kam, erregte mich ein Ahnen
von allen Sonderlichen. Freund, es gehn
seltsame Dinge vor in unserm Garten.
Des alten Schläfers wildes Auferstehen
war mehr als Zeichen.

Der Panther: Die Kinder schwärmen immer jetzt allein.
Des ernsten Bruders Pfeife schweigt oft lange.
Den Knaben, den wir wachsen sahn, und meinten,
der würde es sein, der Rechte und Erlauchte,
den wir zum Brautbett wachsen sahn, der geht
wie elend durch die Wälder. Aus den Wangen
treibt Flaum wie auf der jungen Vögel Brust.
Und seine Augen sehen mich nicht mehr an.

Die Schlange: Mich trat er fest . . . Du, heb dich auf und schau,
du bist ein wenig höher, ging nicht wer?
Laß sein, ich hör schon selbst: Der Herrin Schritt.
Mir ist fast bang, die Schöne anzuschauen.
Wir reden Dinge, die wir heimlich halten.
Es ist nicht gut mit dieser Zeit.

ene (tritt zu den Tieren und sieht sie an)
Ihr meint mit mir zu tragen, meine Freunde.
Seid nur getrost, ich bin so froh als je
und immer froher schon.

(Sich niederlassend): Ihr müßt nur wissen.
auch Glücklichsein muß so ein Menschenherz
erlernen. Und dann macht ein Schatten,
im Augenblick verwehend, doch die Sonne
noch strahlender. Grämt euch nicht!
Noch treibt ihm Irdisches durchs heiße Blut.
Bald wird das alles Glück und Liebe werden.
Der Auferstandene hat ihn sehr verstört.
Der schläft nun wieder still und kühl. Und bald
ist meines Freundes Herz ganz blumenhell.
Ihr lieben Tiere dürft nicht bange sein,
hört ihr, wenn sich mein lang ersehntes Glück bereitet.
Ihr lieben Tiere.

(Sie legt ihre Wange an des Panthers Hals und der Kopf der Schlange ruht kühl in ihrer heißen Hand.)

* * *

Wiese voll Blumen. Die Kinder sitzen spielend zusammen, zwei junge Panther, Hasen und ein Rehkitzlein unter ihnen.

Ein kleines Mädchen: Mich hat der Regenwurm eingeladen.
Aber ich kann in sein Haus nicht hinein.
Er sagt, er möchte Gesellschaft haben,
es ist so trocken, da grämt er sich.

Ein andres Kind: Wird wieder Wasser vom Himmel fallen?
Wie damals, als wir im Schlosse waren?

Ein Hase: Das weiß man nicht. Und Sonne ist besser.

Das Kitzlein: Ich möchte Wasser vom Himmel haben.

Ein Kind: Ich habe geträumt, daß alles ganz weiß war.
Und etwas ist klein vom Himmel gekommen,
wie es das Lamm hat, ganz weiß und weich.

Alle Kinder: Ich auch, ich auch!

Ein kleiner Panther: Was ihr für törichte Träume habt!
Mein Bruder und ich, wir träumen vom Wald,
daß er dicht ist und warm und das gibt es doch wirklich.

Das kleine Mädchen: Mir ist, das Weiße gibt es auch . . .
Und der Regenwurm sagt, das Wasser kommt nur,
wenn etwas Böses geschehen ist.
Und er muß es wissen, denn von ihm hat
das Wasser den Namen. Man nennt es Regen.

Die Hasen (lachen sehr): Was soll denn Böses im Garten geschehen?
Unsere Vettern, die auch in der Erde wohnen,
stecken wie er die Nase heraus
und wissen genau, wovon alles kommt.

Der Knabe (die Blicke voll Ferne, kommt über die Wiese. Seine Wangen sind schmal, seine Augen umschattet. Die Kinder laufen jubelnd auf ihn zu und suchen den Widerstrebenden in ihren Kreis zu ziehen).

Der Knabe: Laßt mich, ich mag nicht spielen. Laßt mich gehen.

Das kleine Mädchen: Bleib bei uns, wir wissen viel zu erzählen!
Du warst so lange nicht mit uns.

Der Knabe: Ich kann nicht. Ich muß durch die Wälder gehen,
Ich will im großen Flusse baden.

Die Kinder: Bleib, bleib da.

Der Knabe (sucht sich loszumachen).

Die Kinder: Wir halten Dich, halten Dich fest!

Der Knabe: Ihr haltet mich nicht!

(Etwas Böses ist in sein Gesicht gekommen. Und das erste Kind, das nach seiner Hand faßt, schlägt er mit der jäh geballten Faust, daß es niedersinkt. Der Knabe merkt das Geschehene nicht und geht aus den erschrockenen Kindern zum Waldrand; dort erscheint der Fremde. Der Knabe eilt ihm zu.)

Der Knabe: Dich suche ich. Jetzt weiß ich es, Dir galt
mein Gehen durch die Wälder. Bleib bei mir.
Du sollst erzählen. Sieh, ich bin so bang.
Dich sprechen hören möcht' ich und mir ist.
es wäre vieles leichter, wenn Du sprächest.

(Indessen sind große Wolken am jenseitigen Rand des Waldes aufgezogen. Die Kinder laufen dem Walde zu, das Geschlagene in ihrer Mitte, das schweigend voll schweren Unverstehens dem Drängen folgt.)

Der Fremde (sieht das Verstörte unter den Kindern):
Was ist Dir, Kind, wie schaust Du, sag'!

Der Knabe (wendet sich fort).

Das Kind: Der da bei Dir steht, hat mir seine Hand
in das Gesicht geworfen, daß ich hinfiel.

Der Hase: Das muß das Böse sein, es wird ganz schwarz?

Der Fremde (zum Knaben): Das tatest Du?

Der Knabe: Ich wollt' es nicht. Du, vieles
geschieht jetzt so aus mir, daß ich's nicht fasse.
Sie wollten mich verzögern. Doch in mir
war lauter Gehn und Gehn. Das tat es,
als es gehalten wurde.

(Die ersten Tropfen fallen. Die Kinder eilen fort, da die Pfeife des Rattenfängers rufend ertönt. Der Knabe horcht erschrocken auf, hält den Arm des Fremden fest und die Pfeife zieht ihn nicht fort.)

Der Fremde: Es regnet, Knabe, und mein Atem geht
Wie in der andern Welt.

Der Knabe: In welcher Welt, o sprich . . .

Der Fremde (nicht auf den Knaben achtend): Was ist geschehn . . .
mir ist . . da geht ein Weg, ich muß ihm folgen . . .

(Er folgt langsam dem Wege in den Wald hinein, einen neuen, wie einen Menschenweg; der Knabe hinter ihm) O Regen, Regen (er lehnt an einem Baume):

Ich rieche Rauch. Ist nicht ein Dorf am Wege?
Die braune Stube, wo der Ofen brennt — —
Und Menschenworte, freundliche, voll kleiner
menschlicher Sorgen. Und dann weiter gehn!
Dort kommen Türme aus dem Regengrau.
Es stürmt. Die Stadt ist nah. Und Abend wird:
Lichtlein an Lichtlein friedlich angezündet.
Beim Hafen weiß ich ein Quartier. Die Fenster
schauen aufs Meer. Wie schwankt jetzt die Laterne

Auf allen Masten und die Salzflut stäubt
bis in mein Zimmer. Morgen geht's in See!
O Regen, Regen! Wohin wird der Sturm
die matte Brigg in wildem Jagen reiten?
Dort geht die Straße durch den Wald. Wir reiten . . .
Wegelagerer? Sind selber nicht viel anders!
Waffen, oho! Wie schön schreit dieser Schuß.
O Bergwand! Tausendfach ihn widerschreiend!

(Ein wilder, schwarzer Regen hängt über dem Walde, Blitze finden zwischen den Bäumen den Weg und die Kronen reichen in die Wolken.)

Der Fremde (merkt den Knaben): Was willst Du da, Gesell?
Mein Gott! (bricht in die Knie) Alene!
Was red' ich denn . . was ist geschehn . .

Alene (kommt durch den Wald, hinter ihr, den Blick zu Boden gerichtet, der Rattenfänger. Wo sie gehen, hört der Regen auf).

Der Fremde (kniet wie das erstemal vor Alene. Ihre blauen Augen, voll Ernst und Einsamkeit, schauen über ihn hinweg auf ein Tor, das in eine Felswand eingelassen ist).

Der Fremde: Alene!
Alene: So gehst Du fort!
Der Fremde: Alene, laß mich bleiben! Mein Gott, was ist geschehn?
Alene: Du bist schon fort von mir!
Der Fremde (hebt die Hände zu ihr): Das kann nicht sein!
Was soll ich in der Welt, da ich Dich liebe?
Alene (still): O Du . . .
Du bist voll Wegen und voll Wanderschaft!
Ich liebe Dich! Leb' wohl!

(Ihr Haar fällt von ihren Schultern und löst sich Sie hüllt ihr Gesicht darein und wendet sich ab.)

Der Rattenfänger (hebt die Hand, auf das Tor weisend, das langsam aufgeht. Draußen führt eine Landstraße mit verstaubten Bäumen, ein paar gelbe Blätter treiben):
So geht zusammen in die Sehnsucht ein!

Der Fremde (sieht die Straße, doch als er Alene erblickt, faßt ihn ein wildes Weinen. Er findet im Gürtel seines Wanderkleides, das er nun wieder trägt, ein Messer und stößt es gegen seine Brust. Alene sieht ihn an und das Messer zerbricht.)

Alene: So mußt Du doch noch einmal weinen.
Leb' wohl. Mein Garten wird sehr einsam sein.

(Sie wendet sich und die Beiden, der Fremde und der Knabe, werden von wunderbarer Gewalt zur Straße gezogen. Da sie zurückschauen, ist der schöne Garten herbstlich geworden und brennt in weher Pracht vor ihrem letzten Blicke, der ihnen Alene langsam und schwer, in ihr aufglänzendes Haar gehüllt, gehend zeigt. Noch hören sie von ferne den)

Rattenfänger: Vielleicht geht einer doch sich rein!
Vögel (klagen in den Kronen) Du süße Herrin, allein, allein.

(Doch die beiden verstehen's nicht mehr und tun den ersten Schritt auf die Landstraße, wehen Blickes in die untergehende Sonne schauend. Da sie sich nach schweigendem Wandern noch einmal umwenden, taucht das goldene Eiland letzter besonnter Bäume sanft in blauen Abendschatten ein.

Noch tanzet Bronislawa

von FRANZ WERFEL.

Entrückter, leichter Himmel über dem Ort,
Du weißt von der Seebäder goldenen Festen,
Du weißt von Prinzen
Und herbstlichem Hallali!

Ihr Knaben-Bäume,
Zuckt von den Schultern
Das letzte Netz, das braune.
Den Schatten werfet auf mich,
Hier sitze ich
Und lese den übermütigen
Namen im Stein.

Nun bist du bei meiner Großmutter, Kind.
O unterirdisches Fest,
Das niemand denken will.

Du starbst.
Und war ein Arzt im Zimmer,
Klirrten die Fläschchen im Kreis,
Schrie eine Mutter, oder
Hast du allein gehustet?
Schlugen die Türen am Gang nicht,
Rief eine Hausfrau um Zucker,
Und trabten unten
Weiter die alten Pferde?

Wo saß ich da und sagte:
Noch tanzet Bronislawa?

Nun komm, nun komm du mein Walzer her!
Zum Hügel, du Genius kleiner Couplets,
Ihr nächtlich anbetenden Stimmen,
Und vom Klavier,
Geist des schwankenden Alten!

Bist du mir ernst unter den Zypressen?
Und sagst nicht mehr
(O Stimme unberührt
Und doch betrunken)
„Pardon, mein Herr,
Wie kommen Sie mir vor?"

Um deinen engen Garten
Läuft eine Straßenmauer rund.
Draußen stehen Menschen und warten.
Buben mit stürmischen Drachen
Und Mädchen, die Kleine bewachen.
Und vor dem Tor,
Verkauft der unsterbliche Greis die alten
Zuckerstangen der Kindheit.

Andreas von Ady!

Von HEINRICH NOWAK.

Es ist kein Zweifel, wir leben in dem lyrischesten Jahrhundert. Die Romantik liegt auf der Straße und die Dinge sind alle so furchtbar neu, und vorher noch von Keinem erlebt worden; wir erleben sie zum ersten Male. Früher mußte man die Fahrt ins Poetische mit Hilfe einer Postkutsche antreten, heute sucht man sich die gewöhnlichste Prosa aus. Und Wunder: man findet eine Lyrik von unerhörter Zartheit und raffinierter Musik. Man entdeckt in der Sprache unglaublich neue und nie gebrauchte Requisiten. Die barbarischesten und unkultiviertesten Sätze können das größte Zartgefühl in sich tragen. Das gewöhnlichste Wort ist vielleicht das beste; es muß nicht immer das edelste sein.
In Ungarn lebt ein großer Lyriker: Andreas von Ady. Literarisch ist er ein direkter Nachkomme von Baudelaire und Verlaine. Er klagt über den magyarischen Friedhof: seine Heimat. Er liebt Paris, wenn er es verlassen muß und zu seinen Winter-Kirchhöfen zurückkehrt, ist er sehr, sehr traurig.
Der gewöhnlichste, gar nicht komplizierte Fall: ein starkes Ereignis wirkt auf das ganze spätere Leben deprimierend ein.

Es ist der ganz gewöhnliche, romantisch-sentimentale Fall:
Du liebst ein wunderschönes Mädchen; ihre Eltern aber halten den Bankbeamten mit zehntausend Kronen Jahreseinkommen für geeigneter. Enervierender Kampf und schließlich schmerzliches Besiegtwerden.
In der ersten Nacht trinkst Du Dir einen wahnsinnigen Rausch an. Der Schmerz wird durstig. Plötzlich fühlst Du eine unsagbare Einsamkeit um Dich. Du bist der ewig erfrierende Nordpol. Du bist eine trostlose Kirche ohne Beter, ein unstillbar blutender Stich. Im Morgengrauen gehst Du durch tote Gassen und denkst: jetzt küßt vielleicht ein Verhaßter die weißen Brüste der Geliebten. Der eiskalte Hauch von winterlichen Friedhöfen weht Dir ins Gesicht. Du sehnst Dich nach Blumen und stehst in unfruchtbaren Wüsteneien. Du fragst Dich: Warum bin ich Ich?
Trostlose Gedanken zwingen eine mordende Logik auf.
Ein anderer an Deiner Stelle hätte sich vielleicht aufgemacht und wäre nach Amerika gefahren; als Steward hätte er das Fahrgeld abgedient. In New-York wäre er vielleicht Gehilfe eines Pastetenbäckers in der Bowery geworden. Er hätte schwer arbeiten müssen, um nicht zu verhungern. Er wäre vielleicht in Chicago Schlächter und in Frisco Zeitungsjunge geworden. Er hätte vielleicht tagelang gehungert und nachts in Gartenanlagen und leeren Frachtenwaggons geschlafen. Schwere physische Arbeit hätte sein Denken in andere Bahnen gelenkt.
Du aber gehst nicht fort; Du bleibst und heftest das Denken an peinigende Erinnerungen. Du wirst von der selbstmörderischesten Logik zerquält und lebst Baudelairesche Gedichte. Es bleibt Dir bloß eine einzige Freude: der Wein des Einsamen.
Du denkst manchmal: wie schön wäre es, geliebt zu werden; aber Du hast keinen Menschen, keinen.
Du denkst manchmal: Die Freude des Lebens ist die Freude am Weib; aber Du hast kein Weib.
Manchmal mit der Gebärde Gottes: Du ersinnst dir den schönsten Frauenkörper und schmückst ihn mit den erlesensten Kostbarkeiten, dann hauchst Du ihm den eigenen Odem ein und er lebt — lebt in wahnsinnig schmerzenden Träumen.
Andreas von Ady ist ein hoher Priester, er predigt die Freude am Weib.

Ein Denkmal für Ady: In einem winterlichen Garten. Schwere, schwarze Cypressen. Eine granitene Stufe, darauf ein großer, vollkommen schwarzer Marmorsockel. An den vier Seiten sind vier Reliefs: Eva, Maria, Veronika und Leda.

Hoch oben sitzt ein Herr in modischer Kleidung an einem Klavier. Die eine Hand greift ein paar Akkorde, die andere hängt lässig herab und hält eine Zigarette. Der Herr scheint der Budapester Gentry anzugehören. Er lächelt und denkt wahrscheinlich: Paris, c'est tout.

Das schwarze Klavier

von ANDREAS von ADY.

(Autorisierte Nachdichtung von Heinrich Nowak.)

Irrsinniges Instrument; es weinte, fluchte und schrie.
Wer Wein nicht liebt, flüchte von hier!
O schwarzes Klavier!
Dein blinder Meister riß und zerrte an dir.
O Lebensmelodie!
O schwarzes Klavier!

Du bist meiner Augen Träne, meines summenden Kopfes Glut,
Meiner turnenden Lüste freudige Gier!
Du bist alles, o schwarzes Klavier!
Mein Wein-beseligtes, närrisches Herz strömt Dir
In Deinen Rythmus mein Blut.
O schwarzes Klavier!

Der gütige Greis

von LUDWIG NAGY

Einzig autorisierte Übertragung von Stefan J. Klein.

Ein rotes Tuch umwand den Hals des Jünglings . . . das lehnenlose Sofa stand bahrengleich in der Mitte der Stube . . . er lag rücklings darauf . . . Mit einer letzten qualvollen Bewegung riß er die Weste auf, pochend fielen die Knöpfe nieder — — Auch das Hemd öffnete sich. Eine fahle Brust wogte heftig . . . In der Stube herrschte tiefe Stille, die schier schauer- und besorgniserregende Stille, welche — nichts knarrt, kein Laut wird hörbar — nur großen schicksalschweren Minuten zu eigen ist . . .
Nun stand es schon fest, alles sei aus! Es überwältigte ihn die Überzeugung, alles sei vergeblich! . . .
Und sein Gesicht verzerrte sich. Wurde fast lächerlich. Seine tiefgefurchten Lippen zuckten, restlose und entsetzliche Verkommen

heit schrien drohend aus ihnen, so drohend, daß man dieses unsäglich gequälte, eckelhafte Antlitz hassen mußte . . .
„Vergeblich! . . . Vergeblich! . . .“ Ein letztes Aufblitzen gänzlicher rettungsloser Verzweiflung, dann ebneten sich seine Züge . . . Blaß war dieses Antlitz, voll kleiner Sommersprossen, das Blut schimmerte fast blau durch die bleiche Haut, struppig hing der kleine rötliche Schnurrbart hinab, lange und zerrauft das flammrote Haar. Doch nun lag schon der ruhige Ausdruck des grenzenlosen Nichts auf diesem Gesicht und das traurige unklare Gefühl der ineinanderfließenden Erinnerung eines ganzen Lebens und tiefer Schmerzen, welche diesen Kopf schier mit einer bläulich strahlenden Glorie umgaben, ihn fast verschönerten und verklärten . . . . .
Stumpf und ausdruckslos waren die Gegenstände ringsum. Alle abschreckenden und hoffnungsbringenden Geister hatten die Stube verlassen — nicht einmal der Vorhang flatterte mehr — nirgends lauerte trügerische Hoffnung, um heimtükisch zu ihm hereinzuhuschen, mit samtweicher Hand seine Stirne zu streicheln und die bereits ohnmächtig zusammengebrochenen Lügen zu neuem Leben zu erwecken . . .
Fest entschlossen, in regungloser Starrheit lag er da: jetzt, wo er schon mit allem abgerechnet hatte, wollte er sich nicht einmal bewegen und sehnte sich einzig und allein in den Tod hinüber . . .
„Dies also war das Ganze! . . . O, du mein armes, junges Leben! . .“ Sein Gesicht blieb regungslos, nur die Brust hob und senkte sich gleichmäßig. Seine Hand hing mit schöner, trauriger Mattigkeit hinab . . . Vor ihm tauchten noch einige schmerzliche Gesichter auf, ein tränenerfülltes graues Augenpaar zog blitzschnell vorüber; dann sah er nur noch eines: die fahle Mauer, die kalte, harte, lautlos-tote . . . Als sei sein ganzes Leben ein langer, weißer Weg gewesen, den zwei tiefe, tiefe Graben umränderten . . . als habe er niemals Schmerz empfunden . . . Und jetzt endete dieser Weg so einfach und so natürlich: vor ihm steht eine fahle Mauer, die endlos fahl ist und hoch und breit, und seine Augen sehen nichts und auch auf den bereits durchwanderten Weg kann er nicht zurückblicken . . . Die endlose Fahlheit starrte ihn an, die schon körperlose Fahlheit — und sein Blick eilte mit entsetzlicher Schnelligkeit in die endlose Fahlheit, in der er nirgends einen Ruhepunkt fand. Plötzlich glühte ein glühendes Rot auf und ging in ein unerträglich blendendes, glänzendes Weiß über und er stürzte mit entsetzlicher Verzweiflung in das grenzenlose Weiss . . .
Er schrie entsetzt auf, fuhr zusammen und sprang empor . . .
Bange suchte er die Stube, die gleichgültigen Gegenstände der Stube, die er nicht fand, die er wunschverzehrt aus der Ferne

zurückbrachte und die — entsetzlich! — wieder auflebten. Er klammerte sich an die Mauern, das Bett, den Tisch, den Sessel, an alles, was er sah, an alles, was war und ist . . .
Er war also wieder niedergebrochen . . .
Ging fort. Gebückt, abgehärmt war sein Körper, schwer sein Gang. Auf einem Fuß hinkte er . . . Den Flur des großen grauen Zinshauses entlang ging er, kriechend und schleichend und flüchtend . . . Wohin er schaute, waren auf dem Gang, in gleicher Entfernung von einander, schäbige, braune Türen und offene Fenster. Abwechselnd je eine Türe und ein Fenster. Von überall strömte der schwere Dunst des Elends. Qualvolles Husten greiser Leute, klägliches Weinen der Kinder, dünnes Jammern der Weiber strömte von überall und vereinigte sich zu einem brausenden Wirbel und keuchte drohend und erschrocken zum Himmel empor . . .
Er schritt einen breiten, strahlenden Weg dahin. Sah auf der anderen Seite einen gütig aussehenden Greis nahen und konnte seine neue stürmisch ausbrechende Leidenschaft nicht mehr zügeln. Er verdeckte die Augen mit beiden Händen und sank mit kindlichem Schluchzen nieder . . .
Silberweißes Haar und einen silberweißen Bart hatte der sanfte Greis, einen grauen Hut und einen bis zur Erde reichenden grauen Mantel . . . Lau und weich fühlte der Jüngling die Hand des Greises auf seiner Stirne; er hörte die zärtliche Stimme des Alten und ließ das Weinen. . . . wischte sich die Augen und sah hoffnungsvoll in das gütige Gesicht . . .
Weich und ätherisch leicht schritten sie nebeneinander auf dem langen, breiten, strahlend-glänzenden Weg dahin, nach der Richtung, aus der wohlduftende Winde wehten . . . Der sanfte Greis hielt die Hand des Jünglings in seinen Fingern und seine Berührung war zart und ließ sein gütiges und warmes Blut fühlen . . . Wie ein sündiges Kind sprach der Jüngling, leise, mit zitternder Stimme . . .
„O, nun steht es schon fest, daß alles vergeblich ist! . . . Hier endet der Weg . . . Vor mir türmt sich die fahle, steile Mauer. Überall, auf allen Seiten die fahle Mauer . . . Ich erinnere mich an den Weg . . . Fühle ihn wundervoll eben und weiß . . . An beiden Seiten tiefe Graben . . . Und wie ich in die Fahlheit starrte, wie diese glühend rot entflammte und ich in den blendendweißen Glanz stürzte, empfand ich bebende Furcht und . . . stürzte und stürzte . . . und fühlte nichts mehr und ängstigte mich bloß . . .“ Wieder überwältigte ihn Schluchzen und er jammerte: „Ich fürchte mich sehr, ich fürchte mich sehr . . . O, Greis, gütiger sanfter Greis, der du in mir so tiefes Vertrauen

erweckst, hilf mir! . . . Mit reinem Glanz entströmt die menschliche Güte . . . ich weiß, daß du den Armen beistehst . . . die Häßlichen tröstest . . . den Feigen Mut verleihst . . . die Irrenden aufklärst . . . den Unwissenden Belehrung gibst . . . Für jede Wunde Heilung hast . . . O, gütiger Greis . . . hilf mir! . . . Ich fühle nur noch meine brennende Angst . . . und ahne mit Entsetzen, daß meine Qualen dennoch ewig sind . . ."

Sie erreichten das Ende des Weges. Graues Dunkel hüllte sie ein . . . Vor ihnen lag ein seltsamer Garten mit dunklem Rasen und dunklen Blumenbeeten . . . Regelmäßige schmale Pfade durchschnitten den Garten nach allen Richtungen, am Saume des dunklen Rasens aber leuchteten weiße Bänke. Mit geräuschlosen Schwingen flatterten schwarze und weiße Vögel . . .

Der sanfte Greis sah dem Jüngling aufmunternd und anspornend in die Augen; sie wandelten Hand in Hand, zwei traurige Menschen: ein zermürbter Jüngling und ein starker Greis. Der Jüngling hinkte und seine Tränen floßen . . . Der Greis lenkte die Schritte zu einer Bank, setzte sich und drückte auch den Jüngling mit zartem Zwang nieder . . . Grenzenlos gütig sah er ihn an, lange starrten sie sich so in die Augen, dann überwältigte den Jüngling abermals stürmisches Schluchzen Den Rücken an die Lehne der weißen Bank gestemmt, beide Hände an die Wangen gelegt, schluchzte er. Der Greis preßte mit einer sanften Bewegung den Kopf des Jünglings an seine weiche Brust . . . streichelte ihm langsam die Stirne und allmählich verstummte das Weinen. Er wimmerte nur noch wie ein kleines Kind . . . Dann wurde es ganz still . . . Dichte Dunkelheit hatte sich herabgesenkt, die reine Stille war erhaben und geheimnisvoll . . . Der Greis führte seine Hand, die weicher war als Sammt, mit gütigen Bewegungen über das warm bedauernswerte Gesicht des Jünglings, der die kleinen Augen weit aufriß und seine Blicke in die leuchtenden gütigen Blicke des Greises tauchte . . . Und die Augen fielen ihm schläfrig zu . . . Die weichen Hände, weicher als Sammt, sanken auf den nackten Hals des Jünglings, streichelten und betasteten den mageren Nacken . . . Die kleinen Augen öffneten sich wieder und fielen wieder zu . . . Die Hände, weicher als Sammt, wurden nun plötzlich hart und preßten würgend den schwachen Hals . . . Die kleinen Augen öffneten sich erschrocken . . . ein verzerrter Laut wollte aufschreien, erstarb aber im krampfhaftem Röcheln . . . Die kleinen Augen traten aus den Höhlen, das blasse Gesicht zuckte, eine letzte Qual ließ es erschauern, der Körper bebte, zum letzten Male durchfuhr ihn der ewige große Schreck . . . die auf der Bank liegende Hand sank hinab . . . Der gütige sanfte Greis hob zärtlich und traurig den

Kopf des Jünglings in die Höhe, zog den Körper langsam empor und legte ihn zart auf die kühle, weiße Bank . . . Gütig betrachtete er nochmals den Jüngling und ging dann mit geräuschlosen, auf dem von schwachem Dämmerlicht beschienenen Pfade dahin . . .

Aquarell

von ALEXANDRA HAYDUNGK

Das Haar gleicht altem Golde, das verblichen . . .
Die Hüften kindlich schmal und zart die Brüste
und in den Augen feige, halbgeweckte Lüste,
die aus dem Kerker der Vernunft noch nicht entwichen.
Im ganzen eine Addition von brenzlichen Problemen.
Als Hintergrund ein Harlekin von Mann
und sehr viel Luxus, in dessen Bann
sie steht; im Übrigen ein wenig zu pretiös, doch Haltung und Benehmen
unantastbar nach außen hin; denn sie ist tadellos dressiert.
Denjenigen, die einer großen Leidenschaft sich hingegeben,
hält sie ihr steinigendes Lächeln stets bereit, denn sie mokiert
sich rücksichtslos hinweg über das Unerreichbare im Leben
und liebt nur, was recht laute Schellen trägt und leuchtet und moussiert.

Das Grab in Wien.

Es ist nur ein kleines Buch * und was es enthält, ist Referat, Bericht, Erzählung von Ereignissen, die jeder noch im Gedächtnis hat, ist eine Chronik der letzten Gegenwart, kaum über zehn Jahre zurückreichend. Ein Buch in Tagebuchformat, mit einer stark betonten Absichtslosigkeit des Äußern, aber schon auf den ersten Seiten von einem bestimmten Ton klingend, einen bestimmten Willen verratend und ein ganz bestimmtes, sehr sicheres und tief überzeugtes Pathos. Geschrieben in der Art, das heißt im Tempo jener Bücher, die Hermann Bahr über Wien oder über sein eigenes höchst mannigfaches Kunsterleben gegeben hat. Und ungefähr auch mit derselben Dogmatik, wenn man so

* „Das Grab in Wien“ von Paul Stefan. Eine Chronik. 1903—1911. Berlin, Erich Reiß' Verlag, 1913.

sagen darf. Aus dem gleichen Gefühl heraus und aus dem gleichen Zorn. Neu aber ist die Schrift Paul Stefans durch ihre Form und durch die Linie, die Konsequenz und die Treffsicherheit ihrer Angriffe. Neu, weil sie Zusammenhänge feststellt, Traditionen des Übels, Dogmen der Mißbräuche, Melodien der Versumpftheit, weil sie einen einheitlichen Ton finden will und auch findet, einen Kern der Polemik und der Angriffsfläche. Sie ist aus Leben und und Erleben und aus einem sehr heißen Erleben heraus geschrieben. Dies der Grund, warum sie erst mit dem Jahre 1903 einsetzt. Weil sie Selbstbiographie ist, nicht kritische Historie. Wäre sie letzteres, sie könnte weit früher beginnen, denn die Wiener Ereignisse sind immer diesen Weg gegangen, die Wiener Meinungen immer in dem Chorus erklungen, vor dem Mahler nach Amerika geflohen ist, Metzner nach Deutschland und Hermann Bahr nach den Salzburger Hügeln. Selbstbiographie aber ist sie, weil hier kein Wort steht, das nicht gefühlt ist. Unbekümmert gefühlt und unbekümmert übrigens auch gesagt; schlicht, knapp und kurz, fast fragmentarisch. Impressionen fast ohne eigenes Urteil, verwunderte und staunende und belustigte und aus dieser Verwunderung, aus diesem Staunen, aus dieser Lustigkeit heraus tief anklagende Impressionen.

Das Grab in Wien. Das ist die Wiener Einsamkeit, die Herbstluft, die rauhe Luft von Spott, Wortwitz und tödlicher Lässigkeit, die Scham vor den Empfindungen, das Gehenlassen, die Kunst des „Es sich richten können", die Wurstigkeit, die Verzweiflung an sich selbst. Eigenschaften, in die etwa das Wiener Temperament zerfällt, wenn man ihm die paar sympathischen Seiten abzieht. Stefan sieht nur die ersteren. Mit Recht. Denn sie sind die stärkeren. Und Stefan hat die Beweise der Tatsachen für sich, den vertriebenen Mahler und den ausgepfiffenen Schönberg, den verlachten Kokoschka und den aus der Universitätsaula hinausprotestierten Klimt, den krankgehetzten Adolf Lors. Um nur ein Weniges aus diesem Buch zu erwähnen, das ganz von vorne anfängt, von den Tagen, da der Verfasser als junger Student nach Wien kam, sah, staunte und fragte und keine Antwort erhielt. Da er zum ersten und zum tiefsten Male begriff, wie fremd in Kunst und Kultur hier einer dem andern ist, wie lau die Luft, wie unbeliebt die Energie, wie verhaßt alle Rebellion. Wie schwer und wie schlecht hier die Zeichen der Zeit gedeutet werden. Damals öffnete sich ihm das Wiener Grab, wie es sich vor Mahler, vor Bruckner, vor Kürnberger geöffnet hat. Das Grab einer frostigen Liebenswürdigkeit, einer kalten Gemütlichkeit, eines mörderischen Witzes.

Und nun erzählt Stefan das künstlerische Erlebnis dieser Jahre. Erzählt, wie sich in dieser Wirrnis der gesellschaftlichen Glätte Freund zum Freund fand, wie sich eine Vereinigung Junger, wenigstens innerlich Junger gründete, die, vom Kampf für einen lange verkannten Komponisten ausgehend, bald mit suchenden Instinkt, tapfer und treu den Wienern die Zeichen der Zeit im kleinen Rahmen zu deuten suchte. Die Zeichen der Kunst dieser Zeit und ihres tiefsten Kulturempfindens. Es war der Ansorge-Verein, der dann Verein für Kunst und Kultur hieß und unter Widerspruch, Zank und Hohn zuerst

Ansorge aufführte, dann Dehmel nach Wien lud, Liliencron zu Gast bat, die jungen Komponisten förderte und aus ihrer Mitte schließlich Arnold Schönberger als den führenden Wiener Musiker feierte, unbeirrt und wegsicher, aber ohne schließlich etwas an den Wiener Verhältnissen ändern zu können.
Diese Wiener Verhältnisse sind hier an der langen Kette ihrer Früchte gezeigt. Und so gewinnen sie fast ein tragisches Profil, rücken ins Unheimliche, ins Mythische. Unheimlich zumindest die Parallelerscheinungen, die Wiederholungen, in denen sich Bosheit und Dummheit und Unverstand ergehen. Denn neben der Geschichte jenes Kampfes vom Verein aus läßt Stefan die Taten und die Geschehnisse der Zeit vorbeiziehen und zeigt, was das wirklich künstlerische Wien bewegte. Und zeigt, wie das andere Wien darauf antwortet. Und zeigt, wie es den Kunstwerken erging und wie, ach, den Künstlern. Es ist gut, daß das einmal zusammenhängend gezeigt wird, es ist sehr gut. Man vergißt ja gerne, und leicht, was des Vergessens wert ist. Manchmal aber ist es sehr am Platze, sich deutlich zu erinnern. Und man hat hier eine überwältigende Fülle von Objekten: Die Titanenarbeit Gustav Mahlers in der Hofoper und ihre Würdigung, das Wiener Lachen über Mahler den Komponisten und über die junge Sezession, der Hinauswurf Mahlers aus den philharmonischen Konzerten, Peter Altenberg und die Wiener, Adolf Loos und die Wiener, Gustav Klimt und die Universitätsprofessoren, Kokoschka, Schönberg, das verkrachte Intime Theater mit seinen Strindberg- und Maeterlinck-Versuchen, die Weingartner-Blamage an der Hofoper nach Mahlers endlichem Abgang, das große, Schweigen gegenüber den vielen, vielen jungen Talenten aller Kunstgebiete das bedrückende Wiener Schweigen, durch das nur hie und da ein Witz gellt. Allerdings, es gibt auch positive Seiten. Es gibt auch Seiten hier, auf denen Stefan mit freudigem Stolz Anerkennung und Dank verzeichnet. Auf denen das Gedenken an die Mahlerabende der Hofoper niedergeschrieben ist, an die Schönbergabende des Roséquartetts, an den Kampf Adolf Loos um sein Haus am Michaelerplatz, an Roller und Klimt und an die Kunstschau, an die tiefen Eindrücke, die die Menschen und die Dichter Dehmel und Liliencron von Auge zu Auge erleben ließen, an die Van Gogh- und Goya-Ausstellungen bei Miethke, an die Dichterabende bei Heller, da Rilke sprach, und an Emile Verhaerens, durch Stefan Zweig deutsch gewordenes Werk. Wieder finden sich junge Leute zusammen, lesen Strindberg und führen Schönberg und seine Schüler auf, lauschen den Worten Gustav Mahlers in einem kleinen Döblinger Gasthauszimmer und sitzen im Theater, wenn Reinhardt die „Christine" spielt und Brahms seinen gewaltigen Ibsenzyklus. In der Hofoper aber dirigiert Weingartner die gestrichene Walküre und Alfred von Berger, auch einer, den die Wiener Gelassenheit sich zu Tode warten ließ, türmt, ein schwer Kranker und Müder, zwischen geistvollsten Gesprächsstunden pappendeckelne Wunder auf. Niemals schweigt die Stimme der Zukunft. Sie klingt in Tag und Alltag tausendmal auf. Sie ist wach in den kleinen Ausstellungen junger Maler, ist wach in den hölzern, unbeholfenen Dramen Kranewitters, die Tiroler Dialektschauspieler an Sommerabenden spielen, wenn die Operette Ferien hat, ist

wach in den ersten Versen junger Dichter und in den letzten Detlev von Liliencrons. Draußen stürmt die Zeit stark dahin, Reinhardt inszeniert, Richard Strauß feiert festliche Erstaufführungen, Hagemann provoziert Theaterskandale, Mahler leitet in München seine „Achte“, von tausendstimmigem Jubel umbraust. In Wien aber spielen sie Operetten und konservieren das Burgtheater, in Wien zischen sie noch immer Arnold Schönberg aus und wenn Josef Hoffmann in Rom einen österreichischen Ausstellungspalast baut, so müssen die Fremden mit dem Lob beginnen.

Stefans Buch ist wirklich eine Chronik, obzwar sie es nicht werden zugeben wollen, jene Vielzuvielen, nach deren Ausspruch auch Jesus Christus, wenn er jetzt aufstünde und in Wien predigte, ein „Schmock“ wäre, wie Stephan Großmann kürzlich sehr hübsch in einem genau so zornigen und genau so fruchtlosen Vortrage sagte. Paul Stefan ist den Wienern ein Schmock. Mischt er sich doch in alles hinein, ist er doch schrecklich unbequem und ärgert einen auf Schritt und Tritt. Was geht ihn das schon an, daß Mahler „vertrieben“ worden ist und so fort? Hat es ihm etwas geschadet? Dies ungefähr das Resumé, dem auch dieses Buch begegnen wird. Zorn und Begeisterung sind Schmockerei, man weiß es längst. Aber an Tatsachen hat sich der Zorn des Verfassers entzündet und dieser Zorn ist männlich und mutig niedergefahren. Dieser Zorn nun hat vielleicht einiges vergessen, hat sicher der starken, kühnen, erfolggekrönten Bemühungen Stephan Großmanns und seiner Volksbühne nicht genügend gedacht, hat mit zu wenigen Worten die laute Wirkung und die Glorie Josef Kainzens gezeichnet. Aber es ist vielleicht ganz gut so. Es galt zuerst der Schattenseiten zu gedenken und das ist gründlich geschehen. Am schönsten der Stil des Buches, seine einfache, fast notizenartig knappe, aber ganz seltsam formschöne Sprache. Die plastische Kraft im Wort, die Deutlichkeit des Bildes. Die skizzierte Aumut, die Fähigkeit des einmaligen, unwiderruflichen Sagens, die weise Ökonomie der Adjektive. Es ist schon lange kein kritisches, kein chronologisch kritisches Buch so gut, so vorzüglich geschrieben worden und in dieser sprachlichen Reinheit allein, in dieser schriftstellerischen Zucht liegt ein großes Verdienst. Hier ist kein Wort zu viel und keines zu wenig. Und es ist mehr als diese Vollkommenheit der Diktion hier, es ist innere Musik da und die Melodie des Gefühls, der Notwendigkeit, des Dranges. Diese Melodie edelt die Prosa des Buches und ehrt den Verfasser.

LUDWIG ULLMANN.

„Die Spur“

Marksteine eines unbeirrten Lebensweges, sichere Lichtungen im vielfach verschlungenen Walddickicht der Gefühle, Wegtafeln, die, weithin sichtbar, den fern Schweifenden immer wieder anziehen: das sind Berthold Viertels Gedichte in dem Buche „Die Spur“ (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig 1913).

Weder durch gewagtes Formenspiel blendend, noch aufreizend durch revolutionäre Gesten: sicher in sich selbst beschlossen, leidenschaftlich ohne Wildheit, mild ohne Weichlichkeit, tief ernst ohne das Pathos der Verkündigung, kurz: maßvoll, dicht und von dauernder Wirkung.
Versuche ich das Besondere dieser Lyrik, ohne zu zitieren, anzudeuten, so betone ich vor allem: Viertels Gedichte sind nicht gemacht, sondern gedichtet. Keine flüchtigen Impressionen, kein Schwelgen in sich spulenartig abwickelnden Gefühlen, kein Epigonentum der eigenen Originalität. Sie scheinen im Laufe mehrerer Jahre entstanden zu sein, ein jedes nach zehn anderen (nicht matteren, aber wahrscheinlich weniger wesentlichen), die in das Buch ebensowenig aufgenommen wurden wie jene zehn, die diesem einen folgen mochten. Sie bedeuten keine Explosionen, sondern sind als besonnene, woh gebildete, im besten Sinne unliterarische Gestaltungen von Lebensaugenblicken zu bewundern.
In der heutigen deutschen Lyrik wüßte ich keinen Schaffenden, dessen Wesensart mit der unseres Dichters nur einigermaßen übereinstimmte. Am tiefsten ist die Kluft, die ihm von der landläufigen „Wiener Lyrik“ (zu der ich weder Stößls, noch Ehrensteins oder Mells Gedichte zähle) trennt. Beim Lesen der „Spur“ fiel mir eigentlich bloß flüchtig der Name Max Mells, des reinsten lyrischen Dichters in Wien, ein. Dann entfernte sich dieser angenehme Klang und zu hören war ausschließlich die feste, männlich wohltönende Stimme des Lyrikers Viertel. Und nun, während ich dies niederschreibe, glaube ich zu erkennen, warum bei diesem Dichter alles so eigen klingt: die Kindheitsgedichte anders als die ihnen im Stoffe verwandten in Franz Werfels „Weltfreund“, die Liebesgedichte anders als des früheren Richard Dehmel sehnsüchtig — leidenschaftliche Beschwörungen, Gedichte von der wundervollen Geschlossenheit des „Einsam“ betitelten so anders als die zerrissenen Abendmelancholien der jungen Berliner: Es dichtet hier ein männlich gefaßtes Temperament, ein Lebenserfahrener fügt Durchlebtes an Durchlebtes — ohne Seitenblicke auf die literaturüblichen Formen, ohne den Ehrgeiz, eine lyrische Schule zu gründen oder zu stürzen — und auf einmal steht es da: neu und vertraut zugleich, jede Zeile notwendig, ohne Überschwang und ohne Bilderarmut
„Die Spur“ ist nicht einzureihen, ähnlich wie C. F. Meyers Gedichte einfach da sind (neben Mörike oder Goethe, aber auch neben Werfel oder George in den Bücherschrank zu stellen), bestimmt, in guten Stunden unseren Blicken zu begegnen, nicht sich zu verflüchtigen im Wandel der literarischen Moden. Vielleicht glaubt man nun, es mit einer jener, aus Verlegenheit gepriesenen Mittelmäßigkeiten konservativer Stimmungsreimer zu tun zu haben. So sei obigen Andeutungen noch hinzugefügt, daß Viertels Gedichte modern im besten Sinne, neuschöpferisch und teils volksliedhaft melodisch sind, teils ihre innere Melodie dem geneigter Hinhorchenden auch in den scheinbar prosaischen Zeilen offenbaren.

OTTO PICK.

Karl Ehrenstein, Klagen eines Knaben

(LEIPZIG, KURT WOLFF VERLAG.)

Hinter den großen Weltgeschehnissen läuft ein armer Judenknabe, der um fünf Minuten zu spät kommt, einher und klagt.
Das Noch-nicht-erleben wird ihm zum Erlebnis. Vor der Realität hängt der große Vorhang, den er wegreißen möchte, um zu ihr zu kommen und nicht einsam zu sein. Auf ihm lastet die tausendjährige, schwere Last seiner Rasse. Determinismus — Die Knechtschaft in Ägypten.
Er will zu den Dingen, doch die Dinge wollen ihn nicht. Niemand will ihn noch. Zerquälte Jugend. Schultage, an denen man ein „Nichtgenügend" bekommt. Warten — Auf wen? Abgründe drohen.
Karl Ehrenstein steht seinem Bruder Albert nahe, dessen „Tubutsch" aus ähnlichen Empfindnngeu heraus entstanden ist. H. N.

Walter v. Molo:

IM TITANEN-KAMPF. DES SCHILLER-ROMANES ZWEITER TEIL
BERLIN, BEI SCHUSTER UND LÖFFLER.

Als wir vor Monaten „Ums Menschentum", des Schiller-Romanes ersten Teil, tiefatmend aus den Händen legten, stieg heiß und sorgenvoll die Frage auf: Wird er's vollenden? Kann dieser Guß, der ehern dröhnende Takt erhalten bleiben? Wird er auch halten, was er uns versprach?
Jetzt liegt der zweite Band vor uns. Jedes Wort über ihn ist leer, so zwingend ist der Ton, der Riß, daß alles, was kritisch über ihn gesagt wird, zwangläufig Molos Rythmus folgt, Nachklang, geweckter Nachhall ist, zweckloses Schleudern von Superlativen, aus Molos reichem Schatze entlehnt, Worte, die Molo neu geprägt hat, Wege, die Molo herrisch weist, mit Gesten, die kein Weichen kennen, die keinen Atem, keine Ruhe schonen, die . . . .
„Gib ein Glas her, Huber, ich will die Stunde segnen! — — Freunde, Freunde, sehet um Euch!"
Ein Krieg stirbt, eine Religion ist im Werden: an Frankreichs Küsten fliegt die Erde unter Spatenstichen, in Panama fügt sich Beton zu Eisen. Ein Dynamo ward zur Kanzel und Dynamit schafft Orgelspiel zur Predigt. Ein Geschlecht von Sportsleuten wächst heran und stößt mit Fußballstiefeln nach einem Idol, vor dem es sich gestern noch neigte: Schönheit, die über der Wahrheit steht. Nehmt Molos Buch und alle Wolken weichen und ihr begreift, durchflutet von Verzückung, den ewigen Kitt der Welten: Harmonie.

ALEXANDER STERN.

Bürokratische Wohnungsfürsorge

In den Monaten Juli und August waren in sämtlichen Wiener Zeitungen Aufrufe der Zentralkommission für Denkmalpflege veröffentlicht, die pietätshalber unsere ohnehin schon wenig entsprechenden öffentlichen Gebäude, in denen sich unsere Beamten ihre Augen und gesunden Organe verderben müssen, noch um einige Exemplare vervollständigen wollen. Wir geben diesen Aufruf, der auch von den sich sonst radikal und polemisch gebenden Zeitungen ohne Kommentar oder Einwand abgedruckt worden ist, nachfolgend wieder: „In der letzteren Zeit sind wiederholt Fälle vorgekommen, in welchen die Erhaltung historsich-interessanter und künstlerisch bemerkenswerter Bauten leicht und einfach dadurch zu erzielen gewesen wäre, wenn sie zur Unterbringung von Staatsämtern oder staatlichen Anstalten verschiedener Art adaptiert und verwendet worden wären. Es sollen in dieser Beziehung nur das Colloredoschlössel in Hallein, das Meerscheinschloß in Graz und das Renatihaus in Murau erwähnt werden, welche in der allerjüngsten Zeit bei der Zentralkommission in Verhandlung gestanden sind. Leider wurde den bezüglichen Bestrebungen jedesmal entgegengehalten, „daß die Raumdisposition für die Amts- oder sonstigen Zwecke minder geeignet sei“. Es soll nicht geleugnet werden, daß es bequemer ist, für staatliche Zwecke auf Grund eines aufgestellten Bedürfnisprogramms neu zu bauen. Anderseits kann nicht vergessen werden, seit wie langem und wie oft staatliche Ämter in kleinen und großen Bauten von Denkmalswert untergebracht waren und noch sind und wie die sich hieraus ergebenden kleinen Unbequemlichkeiten ertragen und überwunden wurden, ohne daß der Allerhöchste Dienst darunter gelitten hätte. Wenn die Pflicht des Staates zum Schutze seiner Denkmale grundsätzlich anerkannt wird, so müssen eben alle Faktoren zu diesem Zwecke innerhalb ihres Wirkungskreises beisteuern. Dazu kommt noch, daß die neuen, reinen Ultilitätsrücksichten huldigenden Neubauten des Staates in den seltensten Fällen dem Orts- oder Landschaftsbilde zur Zierde gereichen, wie sich ein jeder überzeugen kann, der unsere altertümlichen Städte und unsere malerischen Gegenden besucht. Die Zentralkommission wäre dem Ministerium als ihrer vorgesetzten Verwaltungsbehörde dankbar, wenn es unmittelbar bei den obersten Staatsämtern und mittelbar bei den Landesbehörden sowie auch in seinem eigenen Wirkungskreise dafür eintreten wollte, daß, wann immer ein in seinem Bestande gefährdetes Gebäude von Denkmalswert durch die Benützung zu Amts- oder sonstigen öffentlichen Zwecken gerettet werden kann, dies auch wirklich geschehe. Bei einigem guten Willen werden die unvermeidlichen Einwendungen bau- und amtstechnischer Natur in den meisten Fällen zu überwinden sein, wenn man sich der klar ausgesprochenen Intentionen der Ortsbehörden bewußt ist.“

Das Hermann Bahr-Buch

Hermann Bahr ist nun 50 Jahre Österreich alt; es sind österreichische Jahre, schnellgelebte und genießliche und prahlerische Jahre, österreichisch in dem guten Sinne, wie er kaum von Wien, aber von den Provinzen verstanden werden kann. Auch Hermann Bahr kam ja aus der Provinz und wie er die ganze Entwickiung der letzten österreichischen Generation, man möchte sagen orthodox mitgemacht hat, so personifiziert er auch den österreichischen Provinzler, der sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in den Großstätter verwandelte; er bleibt aber hier nicht als am Ziele seiner Sehnsucht stehen, sondern tut vom weltmännischen Pflastertreter und kontinentalen Literaturbummler wieder den gesetzmäßigen Schritt zurück, in die Berge, wo die Sonne noch auf und untergeht und alle die im Stadtbetrieb vernachlässigbaren Größen von Wind, Wetter und Kalender als tiefe Geheimnisse ins Gemüt reden; es wirkt ganz merkwürdig, inmitten der ästhetischen Maulsucht plötzlich einen Mann in schonungslosem Dialekt wie besagten Kalender reden zu hören, während er in der Windwaht mit dem Havelock am Klüwer bergauf strikte hinansegelt. Und wie er nun so bergauf dichtet, im Bergsteigertritt, der überlegensten und frohesten Gangart auf Erden, wird alles lichter und unschwerer um ihn und die Katastrophen und Konflikte des Lebens sind nur eine Frage von schön Wetter und schlecht Wetter der Seele. Das sind dann seine Dramen, die aus der Freiluft gegriffen, die den Talsumserern im Foyer den Krampf in den Waden und das Zwicken in der kleinen Zehe verursachen. „Au“, sagen sie, „das Wetter hat sich geändert, es wird wieder schön“; und ziehen sich mißmutig von Bahr in ihre verregneten Seelen zurück.

Hermann Bahr stammt aus Linz; väterlicherseits führt ein Zweig nach Schlesien zurück, dem Lande Hauptmanns, einer anderen Gebirgswelt. Diese aber ist eine Welt der Arbeit und der schwerblütigen Lebensauffassung mit einer schwierigen mystischen Menschenart. Ein anderer Zweig der Linzer Familie führt in die Berge nach Salzburg. Und dieses ist ein trotz kräftiger Arme recht bummelanter und ganz fantastisch froher Menschenschlag. Er bezieht das Leben direkt von den wilden Tieren; es gibt aber ringsum keine andern Bestien als die Vögel, er hört ihnen die Lebenslust ab und jodelt sie ihnen nach, und darum ist seine Seele ebenso wild als harmlos, ebenso balzgroßtuerisch als schlichtlieb. Noch immer ist die Welt nur die große Vogelweide und ein Finkenschlagen und böser höchstens ein Falkenschnellen. Die saure Arbeit gedeiht unter Juchzern und die Gutmütigkeit hat blanke Scharfschützenaugen, denn, da sie so vortrefflich sieht und Distanzen schätzt, fühlt sie sich sicher. Das ist die eine Seite an Bahr, von der man ihn betrachten muß, wenn man ihn nicht mit der literarischen Schneiderelle messen, sondern als Typus aus sich heraus abschätzen will. Das ist sozusagen seine Nordseite, der kriegerische und jägerische Mensch, der saugende Blick des Beo-

bachters, der sich innwärts zum Sinnen verschärft. Aber damit ist der Bajuvare noch nicht ganz charakterisiert, er ist südsichtig, und wendet sich in die Sonne und auf dieser seiner Südseite ist er Spieler, sich wiegend in der physischen Trunkenheit seines Selbst. So kann man Bahr zur eigenen Freude und aller glücklichen rassigen Menschen Freude betrachten, so betrachtet er auch selbst seine erdichteten Menschen. Die Echtesten sind die besten Komödianten, denen jede Art von Illusion nicht Bauernfängerei, sondern urgesunde Natur dünkt. Da Bahr selber ein urgesunder, unpathologischer Mensch ist, faßt er sie ohne Skrupel auf und es entstehen veritable Österreicher. Er liebt sie, mit einem Naturalismus, der jede klassische oder auch nur polizeiliche Form des Kunstwerkes zerstört; er liebt sie mit der Liebe des Epikers, denn auch sein Drama ist wesentlich Milieudichtung, worauf die zärtlichen Regiebemerkungen und die erschöpfend motivierten Züge seiner Figuren hindeuten. Er ist der Landschafter. Alles blüht ein wenig wildgartenhaft empor, ungestutzt und „unprinzipiell", und wenn er innerhalb der Zivilisation irgendwo ein freudiges Unkrautbeet entdeckt, sieht er keineswegs die amtliche Vorschriftsvernachlässigung darin, sondern ein Stück Landschaft. Und darum sind nicht nur seine Köchinnen so homerische Geschöpfe, er hat auch die homerischesten Doktoren und Staatsbeamten und das homerischeste Gelächter, das ohne das niedrige Dach überm Kopfe gelacht werden muß.
Bahr ist kein Dramatiker, sondern der österreichische Dramatiker. Das Drama Schnitzlers kommt aus der Kultur des Wiener Juden, die ein Problem für sich, jedenfalls das Produkt einer ganz heterogenen Veranlagung ist; und man kann dieses Drama nicht österreichisch nennen, denn es ist spezifisch wienerisch-jüdisch. Bahr aber, der als Schriftsteller im Lokale bleibt, ist noch dadurch wertvoll, daß er ein historischer Typus ist. Die ganze Entwicklung der letzten Generation ist regelmäßig je an ihm zuerst vor allem andern sinnfällig geworden. Er ist der Geologe der sozialen und seelischen Schichtungen und hat seine Zeit vom Naturalismus bis zur Nervokratie geführt. Es sind wirklich fünfzig Jahre Österreich, die er nun hinter sich hat, und man muß ihm Dank wissen, daß er sie so unbeschädigt an Leib und Seele, gewissermaßen heldenhaft, bestanden hat.
Diesen Dank frischt wiederum am besten, da er gerade daran ist, unter der jetzigen Generation abzuflauen, das Hermann Bahr-Buch auf. Sein Verleger, Bahrs Hauptverleger Samuel Fischer, einer der Matadoren der Volksbühne und der vor dreißig Jahren jungen Generation, präsentiert den Wechsel auf heutige, zukünftige und immerwährende Dankbarkeit in Gestalt dieses Exzerptbuches. Es ist dieser Konzentration wegen vielleicht Bahrs bestes Buch. wirklich das Hermann Bahr-Buch, das nicht nur einen Einblick in eine Persönlichkeit, einen österreichischen Typus, eine Wiener Literatur, sondern auch in eine europäische Zeit gewährt. Wünscht man sich außer diesem Buche noch den „Meister", „Ringelspiel" und einige Seiten aus dem Innundationsgebiet seiner Romane gerettet, so ist es für eine tätige, bauende, bessernde Jugend genug, um Ehrerbietung und Vertrauen zu empfinden.

Wie der Mensch, so beginnt dieses geschickte Buch mit dem Knaben, dem Provinzler, dem Landschafter und mündet über den hochformierten Großstädter, über die nervöse Verengung des Citymenschen wieder breit in die Landschaft, das Volk, den Staat aus. Nachdem Bahr ein Europäer geworden war und sich um europäische Dinge, Sozialismus, Literaturen in Nord, Süd und West geschert hatte, sorgt er sich wieder um Österreich. Kein kräftigeres Symbol dieser schönen Entwicklung hätte ausgegeben werden können, als dieser Abschluß auf dalmatischem Boden, einem Stück dunkelsten, besten und zukunftssichersten Österreichs. Ein langatmiges, aber auch starkatmiges Lebenswerk in der Verkürzung kleiner Atemexplosionen: das ist das Hermann Bahr-Buch!

Die graphische Darstellung des Gesamtwerkes addiert Punkt für Punkt aus Europas, Österreichs und Wiens jüngsten Tagen zur stolz geschwellten Lebenslinie. Es ist ein Triumpfzug durch die letzten dreißig Jahre, den ihm die Gleichaltrigen und Nächstaltrigen neiden werden. Die Jüngeren und Jüngsten wiederum haben keinen Grund zur Eifersucht. Gerade weil Bahr nicht mehr ganz ihr Wesen ausspricht, ihre Ideale oft verfehlt, ihre Wärme oft mit seiner Erfahrung korrigiert, wie es das sinnvolle Verhältnis zweier Generationen will, gerade darum, weil Bahr trotz aller Wandelbarkeit schon etwas Skulpiertes hat und für die Jugend einen der großen Arrivees darstellt, erweckt ihr die Distanz jene Ehrerbietung vor der Leistung. Und schon ist es vielleicht nicht mehr die glatte Statue allein, die die Jugend sieht, schon beginnt, was eben noch gemeisselt schien, zu verwittern und Pietät schleicht sich ein. Viele der Resultate, die der Bahrschen Generation Haltung und Farbe liehen, verachten wir, viele ihrer Hoffnungen teilen wir nicht. Wir sind gerade dort skeptisch, wo jene Positivsten waren, und wo jene zweifelten, fühlen wir positiv. Wir glauben es nicht, daß Frauenstimmrecht und organisiertes Proletariat die Welt erträglicher machen werden, als sie zuletzt war, und haben da so unsere eigenen Erfahrungen; unser Sozialismus ist ein anderer; eher neigen wir der Hierarchie, den konservativen Kräften des Staatslebens zu — und sind vielleicht gerade darin revolutionärer, als irgend eine andere vorhergehende Jugend war.

Aber dies hindert uns nicht, der Pflichten jeder Jugend eingedenk zu sein und zu salutieren, wo die Nächstaltrigen vielleicht noch füglich keifen dürfen. Dieser Saft eines fünfzigjährigen Lebens, von dem das vorliegende Buch seinen Geschmack hat, ist ein ganz besonderer Saft, ist bajuvarisches Blut, mit Tugenden, Kräften und Ränken aus Nibelungen und Vogelweiderzeit. Es sehnt „volles Maß". Dieses Wort schließt das Buch. Wir Jungen wissen, daß es diesmal „volles Maß" gehabt hat.

R. M.